Susanne Hopley

oder

Abenteuer eines Dienstmädchens.

Von

Mrs. Crowe.

Aus dem Englischen übersetzt

von

A. Kretzschmar.

Erster Theil.

Wurzen,

Verlag des Verlags-Comptoirs.

1853.

Susanne Hopley

oder

Abenteuer eines Dienstmädchens.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

In welchem Susanne den geneigten Lesern vorgestellt wird.

Würdige, vortreffliche Susanne! Mir ist, als sähe ich sie noch jetzt in ihrem netten Häubchen mit der zierlichen Falbel, ihrem schnupftabakfarbenen Merinokleide, der saubern weißen Schürze, mit der Brille auf der Nase, emsig ihre Stricknadel rührend, die entweder ein Paar weiche wollene Strümpfe für mich, in Vorsorge für den nächsten Winter, oder eine warme Unterjacke für den armen alten Jeremias, oder sonst Etwas schufen, was bestimmt war, zum Wohlbefinden und Nutzen irgend eines menschlichen Wesens beizutragen; ja, ich glaube, wäre der Fall eingetreten, daß das ganze Menschengeschlecht sich durch ein Wunder auf einmal mit warmen Strümpfen und Unterjacken versorgt gesehen hätte, so würde Susanne, um nur ihre

Finger für das Wohl irgend eines Geschöpfes in Beschäftigung zu erhalten, Jacken für die geschorenen Lämmer und Strümpfe für die frühzeitigen Kälber gestrickt haben.

Die vortreffliche Susanne! Sie ist nun todt und ich vermisse sie sehr, denn als ich durch den Tod meines Weibes und die Verheirathung meiner Kinder ein vereinsamter alter Mann geworden war, ward sie sowohl meine Lebensgefährtin als meine Haushälterin.

Den Tag über, während ich meine Oekonomie beaufsichtigte oder mit meiner Büchse in Feld und Wald umherstrich oder in meinem Arbeitszimmer las oder schrieb, war sie mit ihren Wirthschaftsangelegenheiten und mit dem Anstellen der Dienstleute beschäftigt; des Abends aber, wenn die Zeit zum Theetrinken da war, erschien Susanne so nett, so sauber, mit ihrem ehrlichen, freundlichen Gesicht, welches, obschon nicht schön, doch das angenehmste war, welches ich jemals gesehen, und während sie meinen Thee machte — ich muß hier beiläufig bemerken, daß der Thee jetzt bei Weitem nicht mehr so schmeckt, wie bei Susannens Lebzeiten, wo sie mir das angenehmste Getränk eingoß und mit dem Versüßen ganz genau meinen Geschmack zu treffen wußte — es ist sonderbar; man sollte meinen, der Mensch müßte seinen Geschmack selbst am besten kennen, aber ich werfe alle

Mal entweder zu viel oder zu wenig Zucker in die Tasse, und wenn ich den Irrthum zu verbessern suche, wird die Sache in der Regel nur noch schlimmer — doch, wie ich eben sagen wollte, während sie an meinem Theetische präsidirte oder ihre Stricknadeln rührte, las ich zuweilen laut vor, gewöhnlich aber pflegten wir über alte Zeiten und vergangene Abenteuer zu schwatzen. — Und wie heiter und traulich waren diese Plauderstunden! Mancher, der uns zugehört hätte, würde gemeint haben, unser Gespräch sei etwas eintönig und bestehe blos in einer steten Wiederholung alter Geschichten, aber sonderbarer Weise wurden wir dieser Geschichten niemals überdrüssig. Ich glaube sogar, sie gefielen mir mit jedem Abend besser, und mit Susannen war es ebenso.

Endlich eines Abends fiel uns ein, daß das, was uns so viel Unterhaltung gewährte, vielleicht auch für andere Leute amüsant sein könne.

„Wie wäre es," sagte ich, „wenn wir unsere Geschichten niederschrieben; ich glaube, wir könnten einige Bände mit Abenteuern füllen, welche wir erlebten, bevor wir dieses ruhige Leben begannen, über welches sich nichts erzählen läßt. Des Abends können wir unsere Materialien sammeln und uns über den Plan besprechen, und an regnerischen Tagen, wenn ich nicht ausgehen kann, werde ich dann Alles zu Papiere brin-

gen. Dann werden wir sehen, wie sich das Ding lies't. Ich glaube, die Geschichte könnte gar nicht so übel werden. Die Welt verlangt jetzt keine außerordentlichen Ereignisse und unwahrscheinlichen Vorfälle, wenn sie Unterhaltung sucht; man ist jetzt dahinter gekommen, daß man nichts Besseres studiren kann, als die Menschen, und wer das wirkliche Leben, die menschliche Natur, treu zu malen versteht, hat die beste Aussicht, gelesen zu werden. Man hat oft gesagt, daß fast keine Lebensgeschichte uninteressant sein würde, sobald nur die Menschen die genaue Wahrheit mit allen ihren Einzelnheiten sagen wollten oder könnten. Wir wollen den Versuch machen und ganz einfach die Ereignisse unserer Jugendjahre erzählen, ohne etwas davon zu verschweigen oder hinzuzuthun. Die Personen, denen wir durch unsere Mittheilungen zu nahe treten könnten, sind beinahe alle nicht mehr am Leben, und wir brauchen blos die Namen der Orte und der Personen zu verändern und noch einige Jahre zu warten, und vielleicht, wenn wir Beide ein Mal hinüber sind, sieht ein guter Freund von uns das Manuscript durch und schenkt es der Welt, so daß wir dadurch, indem wir unser Scherflein zur Unterhaltung der Menschen beitragen, einen Theil des Vergnügens vergelten, welches an diesen stillen Abenden die Erinnerung an unsere frühern Lebensschicksale uns bereitet hat."

Susannen gefiel dieser Vorschlag und wir verloren demgemäß keine Zeit, ihn in Ausführung zu bringen.

Ob das Ergebniß unserer Mühe jemals das Licht erblicken — ob es ein Verleger der Druckkosten oder das Publikum des Lesens würdig finden wird, das kann ich freilich nicht voraus wissen, wohl aber weiß ich, daß die Beschäftigung, die es gewährte, Susannen und mir manche angenehme Stunde bereitete und daß, mag daraus kommen, was da wolle, diese Mühe keine ganz verlorene sein wird.

Harry Leeson.

Zweites Kapitel.

Worin Nachricht über Susannens Geburt, Erziehung und ersten Dienst gegeben wird.

Susanne Hopley war gebürtig aus dem Dorfe Mapleton — wenigstens wollen wir es so nennen — in dem südöstlichen Theile Englands, wo ihr Vater auf dem Gute eines Mr. Whitehead Tagelöhner war. Er war ein fleißiger, nüchterner Mann, sein Eheweib eine achtbare, gesetzte Frau und ihre Familie bestand blos aus Susannen und einem Knaben Namens Andrew, der einige Jahre jünger war.

Die Mutter aber war schwächlich und nicht im Stande, mehr zu leisten, als die Sorge ihres Hauswesens und die Abwartung ihrer Kinder verlangte. Der Lohn des Vaters reichte nur eben hin, um seine Familie mit den Bedürfnissen des Lebens zu versorgen, ohne daß für den Schulunterricht, der damals viel

kostspieliger und schwieriger zu erlangen war als jetzt, etwas übrig geblieben wäre.

Frau Hopley erzog daher ihre Kinder in der Furcht Gottes, lehrte sie in der Bibel buchstabiren und lesen und ermahnte sie zur Wahrheit und Aufrichtigkeit und zur Liebe gegen ihre Nächsten; alles Uebrige stellte sie der Vorsehung anheim.

So lebten diese Leute ziemlich glücklich, bis Susanne dreizehn und Andrew zehn Jahre alt war, wo dann die von jeher schwächliche Gesundheit der Mutter wankend zu werden begann und die Familie durch den nöthigen Aufwand für Arzt und Apotheke in eine immer mißlichere Lage gerieth.

Zum Glück zog das saubere Aussehen und das gesetzte, gesittete Benehmen der Kinder in der Kirche die Aufmerksamkeit einer Mistreß Leeson auf sich. Diese Dame war die Tochter eines früheren Pfarrers zu Mapleton, wo sie geboren und erzogen worden und sich, noch sehr jung, in einen Offizier verliebt hatte, der mit seinem Regimente in diesem Dorfe im Quartier lag.

Da das Regiment in's Ausland commandirt ward und die junge Dame sich von ihrem Geliebten nicht trennen konnte, so heiratheten sie einander und sie zog mit ihm mehrere Jahre lang in der Welt umher und war in vielen Schlachten in seiner Nähe.

Man sagte sogar, sie habe ihm einst das Leben gerettet, indem sie ihn unter einem Haufen Leichen hervorgesucht, wo man ihn für todt hatte liegen lassen. Er war schwer verwundet und schon so weit, daß er die Nacht nicht hätte überleben können, wenn sie sich nicht neben ihn auf den Boden gestreckt, ihn in ihre Arme geschlossen und dadurch sein Blut am gänzlichen Erkalten verhindert hätte, bis sie endlich bei Tagesanbruch Hilfe herbeiholen konnte.

Endlich als Major Leeson, der bedeutend älter war als seine Gattin, die Nachwehen der ausgestandenen Strapatzen zu fühlen begann, beschlossen sie, die Armee zu verlassen und ihren fernern immerwähernden Aufenthalt in dem Dorfe zu nehmen, wo sie sich zuerst kennen gelernt.

Sie hatten nicht viel Geld; er hatte seinen Halbsold und sie hatte zweihundert Pfund jährliche Rente, die ihr der Bruder ihrer Mutter, Mr. Wentworth von Dackfield, ausgesetzt hatte; da sie aber keine Kinder und viel Liebe zu einander hatten, so hatten sie genug.

Indessen, nachdem sie einige Zeit auf diese Weise gelebt, fühlte sich Mistreß Leeson zu ihrer und aller andern Menschen nicht geringen Ueberraschung auf ein Mal guter Hoffnung und genas endlich eines so lieb=

lichen Knäbchens, wie man nur wünschen konnte, zu sehen.

Groß war die Freude über seine Geburt, und eine glückliche Familie waren diese drei Menschen, bis der Knabe ungefähr sechs oder sieben Jahre alt ward; dann aber begann man an die Kosten seiner Erziehung und die Mittel, ihm eine anständige Laufbahn in der Welt zu eröffnen, zu denken, und nach vielem Ueberlegen und manchem harten Kampfe beschloß man, daß der Major um Wiederversetzung in den activen Dienst nachsuchen sollte, damit er nach Verlauf einiger Jahre Erlaubniß erhalten könnte, sein Patent zu verkaufen und dadurch dem kleinen Harry nach dem Tode seiner Aeltern ein kleines Vermögen zu sichern.

Sehr herb und traurig war die Trennung, denn die beiden Gatten waren bis jetzt immer beisammen gewesen und sie liebten einander immer noch eben so, wie in ihren jungen Tagen. Jedoch sie vertraueten auf Gott und ihre treue Liebe, und der Major segelte nach Westindien, wo das Regiment, welchem man ihn zugetheilt hatte, stationirt war. Er war seit einiger Zeit fort, als die Krankheit der Frau des Tagelöhners und die daraus hervorgegangene schlimme Lage der Familie zu Mistreß Leesons Kunde kam. Sie begab sich in die Wohnung der armen Leute, um zu sehen, auf welche Weise sie ihnen nützlich sein könnte.

So wenig sie auch übrig hatte, so war doch Niemand im Dorfe bereitwilliger als sie, den Armen zu dienen, besonders nachdem der Major sie verlassen hatte, wie sie denn überhaupt keine andere Freude zu kennen schien, als die Bedürftigen zu unterstützen und sich mit der Erziehung und Ausbildung ihres Sohnes zu beschäftigen.

„Ich glaube wirklich,“ sagte Susanne, deren eigene Worte wir uns oft die Freiheit nehmen werden anzuführen, „ich glaube wirklich, die gute Frau suchte das Gebet der Armen zu gewinnen und sich den Himmel zum Freunde zu machen, damit er ihren Gatten beschütze, der im fernen Lande weilte.“

Von mancherlei Art waren die Tröstungen und Erleichterungen, welche sie Frau Hopley, deren Gesundheit mit jedem Tage mehr abzunehmen begann, gewährte; die größte Wohlthat aber war, daß sie Andrew und Susannen im Lesen, Schreiben und anderen nützlichen Kenntnissen unterrichten ließ, um sie dadurch in den Stand zu setzen, einmal auf anständige Weise ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

„Gott segne sie ewig dafür!“ pflegte Susanne zu sagen, wenn sie auf diesen Theil unserer Geschichte kam; „der Tage sind nicht wenige gewesen, wo ich Grund gehabt habe, dies zu sagen oder zu denken.“

Mistreß Leeson hatte eine würdige und vortreff-

liche Dienerin, die in dem Hause ihres Vaters erzogen worden und die, als die junge Dame heirathete, sie auf ihrem fernern Lebenswege begleitet und alle ihre Gefahren und Schicksale getheilt hatte. Auch jetzt noch stand sie ihr mit unveränderter Treue zur Seite und hütete und liebte den kleinen Harry, als ob er ihr eigenes Kind gewesen wäre.

„Wenn ich an Frau Dobbs denke," pflegte Susanne zu sagen, „so dringt sich mir alle Mal der Gedanke auf, daß es vielleicht wenig schätzbarere Freunde geben kann, als einen treuen und würdigen Diener. Leute, die es nicht der Mühe werth halten, sich einen guten Diener zum Freunde zu machen, büßen mehr ein, als sie glauben."

Die treue Dobbs hatte von Mistreß Leeson's Vater sehr guten Schulunterricht erhalten, und da sie den Theil ihres Katechismus, welcher sie lehrte, an Anderen eben so zu handeln, wie sie wünschte, daß diese an ihr handeln möchten, nicht vergessen hatte, so ließ sie sich auf Verlangen ihrer Gebieterin sogleich bereit finden, Susannen und Andrew den nöthigen Unterricht zu ertheilen.

So lange Frau Hopley noch lebte, brachten die Kinder blos gewisse Stunden des Tages in Mistreß Leeson's Hause zu und widmeten die übrigen der Pflege und Wartung ihrer kranken Mutter. Als diese aber

starb und zwar mit dem tröstlichen Gedanken, daß ihre Kinder eine wahre Freundin gefunden und vor der Gefahr geschützt waren, die sie am meisten gefürchtet — nämlich daß sie, wenn sie nicht mehr wäre, unter die müssigen und verwilderten Kinder des Dorfes gerathen und alle die guten und tugenhaften Grundsätze, die sie ihnen gelehrt, vergessen würden — dann als sie auf dem kleinen bescheidenen Kirchhofe in ihr stilles Grab gebettet war, nahm Mistreß Leeson Susannen ganz in's Haus, um von Frau Dobbs in den Pflichten einer Dienerin unterrichtet zu werden und ihr dabei so viel als möglich an die Hand zu gehen.

Andrew blieb noch einige Zeit bei seinem Vater, verdiente dann und wann eine Kleinigkeit mit Jäten oder Steinlesen, wohnte aber deßwegen dem Unterrichte der Frau Dobbs pünktlich bei, und oft, wenn derselbe vorüber war, durfte er mit Master Harry irgend ein Spiel machen oder mit ihm in's Freie spazieren gehen, denn Andrew war ein gesetzter ruhiger Knabe, auf den man sich verlassen konnte.

Was Harry betraf, so ward sein Unterricht durch den Geistlichen des Dorfes geleitet, in dessen Hause er einen beträchtlichen Theil jedes Tages zubrachte und unter dessen Anleitung er bedeutende Fortschritte machte.

Sobald Andrew alt genug war, verschaffte

ihm Mistreß Leeson ein Unterkommen auf dem Gute ihres Onkels, Mr. Wentworth zu Oakfield. Er trat hier zuerst als Stallbursche ein, ward aber seines guten Verhaltens wegen in nicht langer Zeit zum Livreediener befördert und war stets ein großer Liebling seines Herrn sowohl, als des ehrlichen Kellermeisters Jeremias.

Susanne befand sich seit ungefähr fünf Jahren in Mistreß Leeson's Dienst, als sie von Frau Dobbs hörte, das Regiment des Majors sei wieder zurückberufen worden. Schon seit mehrern Wochen hatte sowohl sie als Frau Dobbs eine Veränderung an Mistreß Leeson wahrgenommen; ihr Schritt war leichter und rascher, ihr Antlitz heiterer und zuweilen, wenn sie im Hause umherging, hörte man sie mit ihrer wohllautenden Stimme einige Bruchstücke eines alten Liedes trällern und Frau Dobbs pflegte zu sagen:

„Horcht nur! Sie singt die Lieblingsmelodie des Majors so fröhlich wie sonst.“

Ueber dem Kamin in dem Besuchszimmer hing das Bildniß ihres Gatten, und ihr erster Blick des Morgens, wenn sie das Zimmer betrat und der letzte am Abend, wenn sie es verließ, war auf das Gesicht geheftet, welches sie so innig liebte.

Meistentheils war es ein schwermüthiger Blick — ein Blick inniger Liebe und tiefer Trauer um die so verschwendeten kostbaren Stunden des Lebens, denn

alle, die sie nicht an seiner Seite zubrachte, zählte sie kaum. —

Jetzt aber war der Ausdruck ein anderer; sie begegnete seinem Auge mit freudigem Gruße und in dem ihrigen lag ein Glanz und auf ihrem Munde schwebte ein unwillkürliches Lächeln, welches heitere Gedanken und frohe Erwartungen verrieth.

„Meine Meinung ist,“ sagte Frau Dobbs zu Susannen, „daß in dem letzten Briefe gute Nachrichten von dem Major enthalten gewesen sind, denn ich sah sie heute vor dem Spiegel sitzen und eine neue Art, ihr schönes Haar zu frisiren, versuchen, und gestern ging sie in das Dorf und kaufte einige blaue und rothe Bänder zum Ausputz für ihre Morgenhauben. Ich würde mich nicht wundern, wenn wir ihn bald hier sähen.“

„Ich gestehe, daß mir derselbe Gedanke eingekommen ist,“ sagte Susanne, „denn seitdem sie Befehl gegeben hat, die Teppiche auszupochen und das ganze Haus zu fegen, habe ich bemerkt, daß, so oft sie sagt, was gethan werden soll, sie jedes Mal das Bild ansieht, als ob sie den Major um seine Meinung fragte.“

„Und hast Du nicht bemerkt,“ sagte Frau Dobbs, „wie sie dann und wann den kleinen Harry in ihre Arme schließt und ein heiteres Gelächter hören läßt,

als ob ein geheimer überwallender Brunnen der Freude in ihrem Herzen sprudelte.“

Frau Dobbs hatte Recht.

„Nicht lange darauf“ — wir lassen hier Susanne selbst erzählen — „sahen wir Mistreß Leeson mit gerötheten Wangen und raschem Schritt durch den kleinen Garten vor dem Hause kommen und gleich darauf rief ihre Schlafzimmerklingel zwei Mal nach Frau Dobbs. Wir erriethen sogleich, daß sie dem Briefträger entgegengegangen war und daß sie frohe Nachrichten erhalten hatte, und so war es auch. Der Major war auf dem Heimwege; da aber der Oberst abwesend war und er das Commando des Regiments hatte, so wußte er nicht, ob es ihm möglich sein würde, es sofort nach dem Landen zu verlassen oder nicht. Wenn er nicht wegkommen könnte, so versprach er ihr wenigstens, sobald das Schiff in den Hafen einliefe, augenblicklich zu schreiben, damit sie mit Harry schleunigst zu ihm käme. Er fügte noch hinzu, daß er ein sehr vortheilhaftes Arrangement wegen Abtretung seines Patentes mit einem jungen Edelmanne getroffen habe, dem es nicht auf's Geld ankomme, der aber gern in ein Regiment wolle, welches voraussichtlich nicht so bald außer Lands commandirt würde.

„O Mr. Harry, das war eine Freude! Niemals werde ich das anmuthige Antlitz der guten Herrin ver-

gessen, als ich es zum ersten Male sah, nachdem sie die frohe Nachricht erhalten hatte. Schön war sie immer, aber jetzt war sie, wie Mr. Poppleton, der Pfarrer, sagte, strahlend und sah zehn Mal jünger und schöner als je. Sie sagte Frau Dobbs, der Major habe ihr schon früher angedeutet, es sei Aussicht auf seine baldige Rückkehr vorhanden, sie habe aber nicht den Muth gehabt, etwas davon zu erwähnen, so lange sie ihrer Sache nicht gewiß gewesen, denn sie glaubte, eine Täuschung besser ertragen zu können, wenn sie ihre Hoffnung vorher Niemandem mitgetheilt hätte.

„Da dieser Brief unmittelbar vor dem Abgang der Flotte geschrieben war, so konnte natürlich der Major selbst oder seine Aufforderung, ihn in Portsmouth zu treffen, stündlich erwartet werden, und ich brauche wohl nicht erst zu sagen, was es nun Alles zu thun gab. Das Haus mußte in Stand gesetzt, frische Vorhänge aufgesteckt, die Teppiche neu gelegt werden. Die Garderobe der Herrin, sowie die des kleinen Harry wollte ebenfalls besorgt sein; der Garten war zu säubern, die Koffer zu packen. O Himmel, wie groß ist die Freude wahrer Liebe, aber wie groß ist auch ihr Schmerz!

„Also es war Alles bereit und wir freuten uns, daß wir Zeit gehabt hatten, Alles fertig zu machen.

Nun thaten wir fast nichts als lauschen und horchen; jedes Geräusch eines Wagenrades, welches sich näherte, jede Kutsche, welche durch das Dorf passirte, selbst das Klappern der Klinke am Gartenthore, rief uns Alle an's Fenster. Master Harry's Unterrichtsstunden wurden einstweilen eingestellt, denn er hatte zu viel nach seinem Papa zu fragen und über ihn zu hören, als daß er die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen vermocht hätte, während die Mutter, sich im Voraus den Stolz und die Freude des Vaters beim Anblick seines Sohnes malend, es nicht über sich gewinnn konnte, ihn zu schelten — und jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, erwartete man das frohe Ereigniß heute, und jeden Abend, wenn sie unterging, erwartete man es morgen.

„Mit der ersten Morgendämmerung hörten wir, wie Mistreß Leeson ihr Fenster öffnete, um das Wetter zu beobachten, und Harry ließ den halben Tag lang sein Tuch im Winde flattern, um sich zu überzeugen, ob er noch aus der rechten Richtung wehe. Und er wehete aus der Richtung und schöne ruhige Sommerwitterung war es, so schön wie es nur jemals vom Himmel zur Erde herabgekommen.

„Endlich sahen wir den Briefträger mit einem Briefe kommen und waren Alle überzeugt, es sei der rechte, denn es kamen nicht viele in's Haus und aller-

dings war auch das Postzeichen Portsmouth darauf. Harry, der ihn zuerst in die Hände bekam und der die Handschrift seines Vaters nicht kannte, rief: „Er ist da! er ist da!"

„Der Brief war aber von Mr. Wentworth. Zufällig in London anwesend, hatte er gehört, daß der Telegraph gemeldet hatte, die Flotte sei in Sicht und er hatte sich sofort nach Portsmouth begeben, um den Major zu empfangen. In dem Briefe aber stand, daß, obschon die Flotte richtig eingelaufen, das Transportschiff, in welchem Major Leeson sich eingeschifft, unterwegs von den Uebrigen getrennt worden und noch nicht angekommen war, daß man es aber stündlich erwartete.

„Ich war im Zimmer, als meine Herrin den Brief las, denn wir waren Alle viel zu neugierig, als sie so von dem Gipfel ihrer höchsten Hoffnung in den Abgrund der düstersten Befürchtungen versank.

„Sie sagte nichts, aber sie ward sehr bleich und ihre Lippen zitterten und ihre Hand bebte und Harry sah sie mit erstauntem und ernsthaftem Blicke an, denn auch ihm war der Muth entsunken.

„„Wann kommt der Papa?" fragte er.

„„Bald, liebes Kind, bald!" murmelte sie, indem sie ihn auf die Stirn küßte, während sie vor innerer Bewegung kaum diese Worte zu stammeln vermochte.

Dann stand sie auf und ging in ihr Schlafzimmer, und Frau Dobbs und ich wußten, daß sie fast diesen ganzen Tag auf den Knieen zubrachte. Zuweilen hörten wir sie im Zimmer auf und ab gehen; so oft wir aber nichts mehr hörten, wußten wir, daß sie betete, und während der Nacht war es ebenso. Ich glaube nicht, daß sie jemals wieder eine Nacht in ihrem Bett zubrachte, bis sie sich endlich darein legte, um nicht wieder aufzustehen.

„Die Sonne ging auf und wieder unter, aber noch immer kam keine Nachricht. Gleich vom ersten Tage an, nachdem meine Herrin Mr. Wentworth's Brief gelesen, war sie von der ganzen Größe ihres Unglücks überzeugt. Es lag etwas Prophetisches in ihrer tief innigen Liebe — sie sah gleich Alles von Anfang an. Der arme Harry konnte es immer noch nicht glauben und hoffte noch, und wir hofften auch noch, aber sie hoffte nicht mehr.

„Sie sprach selten; zuweilen schlang sie ihre Arme um Harry und fing bitterlich an zu weinen. Es war die Stimme eines gebrochenen Herzens und niemals habe ich wieder etwas Dem Aehnliches gehört. Ich hoffe, daß wenig Menschen gelitten haben, was sie litt.

„Dann befahl sie Andrew oder mir, Harry hinaus in's Freie zu führen und ihn zu unterhalten, so gut wir könnten. Sie wollte ihm nicht gern seine

jungen Tage mit Kummer umwölken oder ihn so frühzeitig an den Anblick des Jammers und Herzeleids gewöhnen.

„Und dann das Bildniß! O dieses Bildniß! Eines Tages ging ich zufällig an der blos angelehnt stehenden Thür des Besuchzimmers vorüber, und da ich ein heftiges Schluchzen hörte, so schaute ich verstohlen hinein. Sie lag auf den Knieen und ihre Arme waren nach dem Bilde ihres Gemahls ausgestreckt, als ob sie ihn aufforderte, zu ihr zu kommen. Ihr Haar war von der Stirn zurückgestrichen, ihre Lippen waren getheilt und ihre Augen blickten so unverwandt auf das Bild, daß es aussah, als ob sie erwartete, die wilde Kraft ihres Schmerzes und ihrer Liebe werde der Gestalt, die sie so innig liebte, Leben und Bewegung einhauchen.

„Sie ward mit jedem Tage matter und hinfälliger; ich weiß gewiß, daß sie zu Gott betete, er möge sie bald erlösen, und ihre besten Freunde konnten nicht wünschen, daß sie noch länger leben möchte.

„Nicht viele Monate darauf knieeten wir an ihrem Bette und drückten ihr die schönen milden Augen zu, und wir, die wir sie am innigsten geliebt, dankten Gott, als wir dies thaten.“

Drittes Kapitel.

Susanne findet ein anderweites Unterkommen, und Harry entgeht zweimal mit genauer Noth einer drohenden Gefahr.

Sobald Mistreß Leeson todt war, nahmen Mr. Wentworth und Miß Fanny, seine Tochter, welche der Kranken alle mögliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit gewidmet hatte, den armen kleinen Harry mit nach Oakfield, was, wie sie seiner Mutter versprochen hatte, seine künftige Heimath sein sollte, und als sie in ihr stilles Grab gebettet war und das Haus in Mapleton verlassen ward, folgten Frau Dobbs und Susanna nach. Frau Dobbs sollte blos bleiben, bis Harry sich mit seinem Verluste, den das arme Kind bitterlich fühlte, einigermaßen ausgesöhnt hätte, und bis sie wieder eine passende Stelle gefunden haben würde. Susanne dagegen ward von Miß Wentworth sogleich in festen

Dienst genommen und zu den Verrichtungen eines zweiten Hausmädchens bestimmt.

Mr. Wentworth hatte durch den Weinhandel ein bedeutendes Vermögen erworben. Auch hatte er noch sein Geschäftslokal in der Stadt, wo ein alter erprobter Buchhalter, Namens Simpson, seine Stelle vertrat, während er selbst mit seiner Tochter meistentheils in Oakfield wohnte. Sie war sein einziges Kind, und der Stolz und die Freude seines Herzens, aber sie verdiente auch die Liebe und Zuneigung, die er für sie hegte.

Susanne schätzte sich auf alle Fälle sehr glücklich, einen so vortrefflichen Dienst gefunden zu haben, auf welchem sie den Personen, welche sie am meisten liebte — ihrem Bruder und dem kleinen Harry — so nahe war. Andrew trug jetzt eine Livree; er war zu einem netten jungen Manne herangewachsen, und hatte sich durch seinen Fleiß und sein gutes Betragen die Geneigtheit der ganzen Familie erworben.

Sobald man glaubte, Harry habe sich von seinem Schmerze hinreichend wieder erholt, ward er in eine Pensionsschule, ungefähr fünf Stunden weit von Mapleton entfernt, gebracht, und Frau Dobbs verließ nun Oakfield, und nahm eine Stelle als Köchin und Wirthschafterin in einem Hause in London an.

Harry befand sich seit drei oder vier Monaten auf der Schule, und Susanne sah den bevorstehenden Som-

merkerien entgegen, als sie Auftrag erhielt, für Mr. Gaveston, der zum Besuch erwartet ward, ein Zimmer in Stand zu setzen, und bald erfuhr sie von den Dienern, daß dieser Besuch wahrscheinlich mit einer Hochzeit enden werde.

Mr. Gaveston war ein weitläufiger Verwandter von Mr. Wentworth, der ihn erzogen und durch Ueberlassung eines Antheils an dem Weingeschäfte gut versorgt hatte. Mr. Wentworth hatte bis jetzt sehr häufig und längere Zeit in Bordeaux gewohnt, wo Mr. Wentworth mit mehreren der ersten Handelshäuser in Verbindung stand. Einige Monate jeden Jahres brachte er jedoch in England zu, und während dieser Besuche war es ihm gelungen, sich so vollständig die Zuneigung der armen Fanny zu erwerben, daß sie, obschon es ihr als alleinige Erbin des Reichthums ihres Vaters, und mit vielen Reizen des Geistes und Körpers begabt, nicht an Freiern fehlte, doch keinen derselben anhörte, sondern darauf beharrte, ihr junges Herz und ihre schöne Hand dem glücklichen Walter Gaveston zu schenken.

Fast Allen, außer ihr selbst, war es klar, daß Mr. Gaveston nicht der Mann war, den ihr Vater für sie gewählt haben würde. Mr. Wentworth war aber zu nachsichtig und zu gerecht, um sich ihren Wünschen in einer für ihr Glück so wesentlichen Sache zu widersetzen, so lange er ihr nicht für seine Abneigung über=

zeugende Gründe anführen könnte, und dies konnte er nicht.

Ursprünglich hatte er Walter, der ein hübscher, gewandter und geschickter Knabe war, sehr lieb gehabt; seit einigen Jahren aber empfand er eine immer stärker werdende Abneigung gegen ihn, die er sich kaum erklären konnte, und die er fast selbst als ungegründete Antipathie oder ungerechtes Vorurtheil betrachtete. Er hatte durchaus nichts Bestimmtes an ihm auszusetzen, und zuweilen, nachdem er mit sich selbst zu Rathe gegangen und über den Beweggrund seiner Abneigung nachgedacht, sagte er zuletzt:

„Verwünscht wäre der Bursche! Ich glaube, es ist weiter Nichts, als weil mir der Ausdruck seines Gesichts nicht gefällt.“

Allerdings gefiel der Ausdruck dieses Gesichts Niemandem, der es mit unbefangenen Augen betrachtete; aber die der armen Fanny waren behext, und wenn sie überhaupt bemerkte, daß die Aussicht auf ihre Verheirathung ihrem Vater unangenehm war, so schrieb sie diese Unzufriedenheit blos seiner Furcht zu, sich von ihr zu trennen, keineswegs aber der Beschaffenheit des Bündnisses, welches sie einzugehen im Begriff stand.

Trotz des erwähnten unangenehmen Ausdrucks war es jedoch keinem Zweifel unterworfen, daß Mr. Gaveston ein sehr schöner Mann war, und ganz geeignet,

das Auge und die Bewunderung des schönen Geschlechtes im Allgemeinen auf sich zu ziehen.

Seine Züge waren regelmäßig und männlich; er hatte schöne Zähne, dunkles Haar und schwarze Augen; sein Teint war von der Sonne des Südens anmuthig gebräunt, und sein Wuchs konnte für ein Muster der Kraft und Behendigkeit gelten.

Es gab auch Wenige, die in allen männlichen Leibesübungen so Vorzügliches geleistet hätten, wie er, und er mochte nun gehen, reiten oder tanzen, so war das, was er that, vollkommen; ebenso war er der beste Cricketspieler in der ganzen Umgegend, der unerschrockenste Jäger und der beste Schütze. Gleich ausgezeichnet war er in allen Spielen, in welchen es auf die Geschicklichkeit ankommt, und er war mit der Karte in der Hand ein eben so furchtbarer Gegner, als auf dem Billard. Dann war er auch ein vortrefflicher Pferdekenner und eifriger Besucher aller Wettrennen. Von klassischer Gelehrsamkeit oder ernster Lectüre besaß er sehr wenig; aber er hatte eine Menge allgemeine Kenntnisse, wußte etwas von den meisten Personen, welche einiges Aufsehen in der Welt machten, und war recht gut im Stande, über jedes auf der Tagesordnung befindliche Thema eine Meinung zu äußern.

Dies war der Mann, der Fanny Wentworth's Liebe errungen hatte, und mit welchem sie in dem

nächstfolgenden Monat August vermählt werden sollte. Natürlich waren eine Menge Zurüstungen dazu zu treffen. Die Ausstattung ward in Stand gesetzt; es wurden Contracte entworfen und Gesellschaften gegeben, und als Harry zu den Ferien nach Oakfield zurückkehrte, fand er das Haus voll Leben und heiterer Bewegung.

„Ich muß Dir noch mittheilen,“ sagte Mr. Wentworth eines Tages zu Mr. Gaveston, als die Vermögensverhältnisse zur Sprache kamen, „daß ich Harry Leeson seit dem Tode seiner Eltern an Kindes Statt angenommen habe und als meinen Sohn betrachte. Ich bin dem Knaben immer sehr gut gewesen, denn er ist ein artiges und liebes Kind; seinen Eltern war ich ebenfalls sehr zugethan, und ich würde es um ihretwillen thun, wenn ich es nicht schon um seinetwillen gethan haben würde. Das Arrangement, welches ich mir vorgenommen habe, zu treffen, ist folgendes, und ich habe Olliphant beauftragt, den Heiraths- und Vermögenscontract und mein Testament gleichzeichtig zu entwerfen. Du bist gegenwärtig Inhaber eines sechsten Antheils am Geschäft — diesen sechsten Antheil will ich in einen vierten verwandeln. Das Vermögen, welches ich meiner Tochter jetzt mitgebe, oder ihr einmal hinterlasse, werde ich für sie fest anlegen, so daß es von ihr auf ihre Kinder vererbt. Sollte sie ohne Kinder sterben, so kann sie nach Belieben über das Vermögen verfügen,

nur mit Ausnahme von zehntausend Pfund, von welchen Du die Zinsen als Leibrente beziehst, im Fall Du sie überlebst. Dies, in Verbindung mit einem vierten Antheile am Geschäft, wird hoffentlich hinreichend sein. Bist Du mit diesem Arrangement zufrieden?“

„Vollkommen, Sir, vollkommen,“ antwortete Mr. Gaveston, und bemühete sich in der That, eine recht zufriedene Miene zu zeigen.

„Was Harry Leeson betrifft,“ fuhr Mr. Wentworth fort, „so erhält derselbe nach meinem Testamente zwei Antheile am Weingeschäfte und zehntausend Pfund, die ihm ohne allen Abzug ausgezahlt werden sollen. Den vierten und letzten Antheil werde ich dem alten Simpson geben, der übrigens die Leitung des ganzen Geschäftes behalten muß. Ich werde ihn auch zu Harry's Vormund ernennen. Alles Dies thue ich mit Fanny's ausdrücklicher Billigung und Zustimmung.“

In wie weit Mr. Gaveston mit diesen Arrangements wirklich zufrieden war, darüber lassen sich allerhand Vermuthungen anstellen, auf alle Fälle aber wiederholte er die Versicherung, daß er durchaus nichts dagegen einzuwenden habe, und Mr. Wentworth nahm sich nicht die Mühe, der Sache näher nachzuforschen.

Mr. Gaveston's Lieblingsbeschäftigungen — Reiten, Ballspielen, Jagen und so weiter — waren für Harry natürlich sehr anziehend, und da er ein rascher, munterer

Knabe war, so war er allemal hocherfreut, wenn ihm erlaubt ward, daran Theil zu nehmen.

Mr. Gaveston schien sehr geneigt zu sein, diesen Hang des Knaben zu ermuthigen, und erbot sich unter Anderm, Harry reiten zu lehren. Unter dem Vorgeben, daß ein Knabe sich vor Nichts fürchten dürfe, setzte er ihn eines Tages auf ein sehr junges Pferd, und ließ ihn den Hunden folgen. Die Folge davon war, daß das Pferd durchging, und wenn Andrew, der aus freundschaftlicher Besorgniß sich in Harry's Nähe gehalten, nicht neben ihm gewesen wäre und das Pferd mit der einen Hand aufgehalten hätte, während er mit der andern den herabstürzenden Harry auffing, so wäre dies aller Wahrscheinlichkeit nach die erste und letzte Hetzjagd des armen Kleinen gewesen.

Mr. Gaveston verbot Harry, seinem Onkel etwas davon zu sagen. „Denn," meinte er, „wenn Du etwas sagst, so darfst Du künftig nicht mehr mitreiten, und die Freude hat ein Ende."

Harry sagte auch nichts; Andrew aber, welcher das Leben des Knaben gefährdet glaubte, wenn dergleichen Dinge noch mehr passirten, sagte es, und Mr. Wentworth machte Mr. Gaveston's fernerem Reitunterricht durch ausdrückliches Verbot ein Ende.

„Er ist zu unvorsichtig," sagte er, „als daß man ihm einen Knaben von diesem Alter anvertrauen könnte.

Harry soll später Unterricht erhalten, und zum Anfange ein sicheres Thier bekommen.“

Nicht lange darauf stieß Harry ein zweiter Unfall zu, der ebenso wie der erste ein sehr schlimmes Ende hätte nehmen können.

In einiger Entfernung von dem Hause befand sich ein großer Teich oder See, auf welchem ein altes Boot lag, das wenig gebraucht ward, ausgenommen, wenn Harry zuweilen Erlaubniß erhielt, in Begleitung eines der Diener ein wenig damit herum zu rudern. Dabei war ihm aber auf's Strengste anbefohlen, dies durchaus nicht allein zu versuchen.

„Eines Tages, als ich an einem Fenster von Miß Wentworth's Schlafzimmer stand,“ — wir lassen hier abermals Susannen selbst reden — „sah ich einen Mann durch die Bäume hindurch auf das Haus zukommen. Er war noch ziemlich weit, als ich ihn zuerst erblickte, aber ich bemerkte, daß er sehr langsam ging, und daß er dann und wann stehen blieb und sich rings umzuschauen schien, wie um zu sehen, ob Jemand in der Nähe sei. Als er unter den Bäumen hervortrat und auf den freien Platz kam, fing er an schnell zu laufen, und ich bemerkte nun, daß es Mr. Gaveston war. Er hatte seinen Rock von sich geworfen und sah sehr bleich. Bald hatte er das Haus erreicht, und ich dachte eben noch darüber nach, was ihm wohl zugestoßen

sein könne, als ich ein lautes Kreischen von Miß Fanny und gleich darauf einen großen Wirrwarr unten hörte, und als ich hinunter lief, um zu sehen, was es gäbe, holte ich sie gerade noch ein, als sie, von Mr. Gaveston und allen Mägden gefolgt, zum Hause hinaus stürzte, während ich aus dem verworrenen Geschrei erfuhr, daß Harry Leeson in den Teich gefallen sei.

„Nun traf es sich, daß damals gerade Heuernte war, und da man dem Wetter nicht recht traute, so waren alle männlichen Dienstboten draußen auf dem Felde, welches ziemlich eine Viertelstunde weit von dem Hause und in ganz entgegengesetzter Richtung von dem Teiche lag. Es gab jedoch einen kürzeren Fußsteg dahin, als um das Wasser herum, und Mr. Gaveston sagte, er wolle so schnell als möglich hinlaufen und Hilfe senden, und als er fortrannte, rief ihm Miß Wentworth nach:

„„Um Gottes willen, schicke Jemand in's Dorf und laß den Arzt herbeiholen!““

„So liefen wir Alle fort — wir nach dem Teiche, wo wir doch gar nichts nützen konnten, und Mr. Gaveston, der vielleicht etwas nützen gekonnt hätte, nach dem Heufelde, um eine Hilfe herbei zu holen, die doch nicht zeitig genug zur Stelle gekommen wäre. Welche Aussicht der kleine Harry hatte, von einem oder dem

andern Theile gerettet zu werden, kann man sich leicht denken, die Vorsehung aber schickte ihm Hilfe.

„Mein Bruder Andrew, der ebenso wie ich, Harry sowohl um seiner Mutter als um seiner selbst willen sehr liebte, freuete sich allemal, wenn er etwas erfinden konnte, was ihm Spaß machte, und da er viel Geschick zu Schnitzeleien und dergleichen hatte, so fertigte er ihm in seinen Mußestunden zuweilen allerlei Spielzeuge. So traf es sich, daß er den Tag zuvor, ehe dieses Unglück geschah, mit dem Knaben an dem Teiche gewesen war, um ein kleines Schiff segeln zu lassen, an welchem er seit einiger Zeit gearbeitet hatte. Bei der ersten Probefahrt schlug es um; nachdem er aber an einer Seite etwas abgehauen, kam es in's richtige Gleichgewicht, und Harry hatte große Freude daran.

„Um mit dem Einbringen des Heues keine Zeit zu verlieren, hatte Mr. Wentworth, der sich am Morgen nach der Stadt begeben hatte, befohlen, daß die Leute einen Imbiß von Brot, Käse und Bier gleich draußen im Freien erhalten und erst nach Beendigung der Arbeit nach Hause zurückkehren sollten, Diesen Imbiß hatten die Mägde hinausgetragen; da aber das Bier nicht ganz zulangte, so trug Jeremias, der Kellermeister, Andrew auf, hinein nach dem Gute zu gehen und noch einen Krug zu holen.

„Als Andrew sich mit den Uebrigen niedergesetzt

hatte, um sein Brot und Käse zu essen, hatte er sein Messer vermißt, und da es ein sehr schönes war, welches ihm Harry von seinem ersparten Taschengelde zum Geburtstage gekauft, so hätte er es nicht gerne eingebüßt.

„„Ich glaube,“ dachte er bei sich selbst, „ich habe es gestern an dem Teiche liegen lassen,“ und da der Umweg nur wenige Minuten betrug, so beschloß er, bei dem Bierholen gleich diesen Weg einzuschlagen und sich mit nach dem Messer umzusehen.

„Gerade, als er den Teich ansichtig ward, glaubte er ein aus dieser Richtung herkommendes Geschrei zu vernehmen, und er eilte vorwärts; als er aber den Teich erreicht hatte, sah er weder Jemanden, noch sonst etwas Ungewöhnliches, ausgenommen, daß das Boot hinüber und herüber schaukelte, als ob es von den Wellen hin- und hergeworfen würde. Das Wasser war aber ganz glatt und ruhig, und obschon der Himmel mit Regen drohete, so rührte sich doch kein Lüftchen, viel weniger ein Wind.

„Andrew sah das Boot an — dachte an das Geschrei — sprang in das Wasser. Er konnte nicht schwimmen, aber er dachte nicht erst lange daran. Zum Glück war das Boot so nahe am Ufer, daß er es erreichen konnte, und er war behend und kräftig. Er packte das Kind bei der Jacke, und als es vom Wasser empor-

geworfen ward, suchte er es festzuhalten. Das erste Mal gelang es ihm nicht, und sie geriethen Beide unter das Wasser; das zweite Mal aber hatte er mehr Glück, und als wir an den Teich kamen, sahen wir ihn, mit Harry auf dem Schooße, im Boote sitzen. Er rieb dem Kinde Brust und Leib, und that alles Mögliche, um es wieder in's Leben zurückzurufen.

„„Erschreckt nur nicht,“ rief er uns zu, „Master Harry kommt wieder zu sich; seht Euch aber nach den Rudern um, die im Grase liegen müssen, und schiebt mir sie zu.“

„Wir thaten dies, und hierauf ruderte er das Boot an's Ufer und trug den Knaben in seinen Armen nach dem Hause, wo er bald in ein warmes Bett gebracht ward und sich schnell so weit erholte, daß weiter keine schlimmen Folgen für seine Gesundheit zu fürchten waren. Es war ungefähr eine Stunde später, als Miß Wentworth und ich, die wir Beide an Master Harry's Bett saßen, Mr. Gaveston's Fußtritte unten in der Hausflur und gleich darauf schnell die Treppe heraufkommen hörten. Er war jetzt eben so roth, als er vorher blaß gewesen, und indem er die Thür aufwarf, rief er:

„„Meine liebe Fanny, ich bin überzeugt, Du wirst mir nie verzeihen, und wenn Du es auch thätest, so würde ich mir doch selbst nicht vergeben. Ohne An=

3*

drews vom Himmel gefügtes Hinzukommen, hätte der arme Knabe unrettbar ertrinken müssen.“

„Bei dem Geräusch dieser Worte schlug Harry, welcher eingeschlafen war, die Augen auf, streckte Mr. Gaveston die Hand entgegen, lächelte ihn an und sagte:

„„Es war ein Unfall, und es konnte Niemand dafür; aber war es nicht wacker von Andrew, daß er in das Wasser sprang, um mich zu retten, während er doch nicht schwimmen konnte?“

„„Ich dachte, Du könntest schwimmen, Walter,“ sagte Miß Wentworth.

„„Nein,“ antwortete er, „ich hatte nie Gelegenheit, es zu lernen.“

„„Aber, wie um aller Welt willen geschah es nur?“ fragte Fanny. „Warum fielst Du denn in's Wasser, Harry?“

„„Ich weiß es selbst nicht recht,“ sagte Harry. „Wir waren in das Boot gestiegen, um mein kleines Schiff segeln zu lassen, und ich hatte mich ein wenig über die Seite gelehnt, als auf einmal das Boot kippte und ich hinausstürzte. Was daran Schuld war, daß es so plötzlich kippte, weiß ich nicht. Vielleicht warst Du zu schnell an mich herangetreten,“ sagte er zu Gaveston.

„„Ja, das fürchte ich selbst,“ antwortete Gaveston. „Ich dachte, Du bücktest Dich zu weit über, und eilte, ohne es mir recht zu überlegen, auf Dich zu, um Dich

zu halten. Aber Du weißt schon, was hängen soll, ersäuft nicht. Es ist sehr gut, daß die Sache noch so abgelaufen ist, und je weniger wir davon sprechen, desto besser wird es sein.“

„„Ich glaube, es ist am besten, wenn wir meinem Onkel nichts davon sagen,“ meinte Harry. „Er möchte mir verbieten, wieder auf den Teich zu gehen, und dann kann ich mein Schiffchen nicht mehr schwimmen lassen.“

„„Das wird er allerdings thun,“ sagte Mr. Gaveston. „Er wird Dir die Zügel sehr kurz halten, wenn Du es ihm sagst — darauf kannst Du Dich verlassen.“

„„Er muß es erfahren,“ sagte Fanny. „Er kann solche Geheimthuerei nicht leiden, und wenn er später dahinter kommt, so wird er nur um so erzürnter darüber sein.“

„„Wie sollte er denn dahinterkommen?“ sagte Mr. Gaveston.

„„Es kommt Alles an den Tag — früher oder später,“ entgegnete Fanny.“

Viertes Kapitel.

Susanne hat einen seltsamen Traum, welcher der Vorbote schlimmer Nachrichten ist.

Die Zeit der Vermählungsfeierlichkeit rückte mit immer schnelleren Schritten heran und es war bereits ein Tag zum Unterschreiben der Contracte bestimmt, als Mr. Gaveston einen Brief von einem vertrauten Freunde in Bordeaux erhielt, welcher ihm meldete, daß eins der Häuser, mit welchen Mr. Wentworth in Verbindung stand, wahrscheinlich seine Insolvenz erklären werde, weshalb es höchst wichtig sei, daß Mr. Gaveston ohne Zeitverlust an Ort und Stelle erscheine.

Die ernsthaften Folgen, welche aus einer Vernachlässigung dieser Warnung hervorgehen konnten, bewogen Mr. Wentworth, in die sofortige Abreise seines künftigen Schwiegersohnes und die Aufschiebung der Hochzeit zu willigen, obschon er gleichzeitig erklärte, daß er diesem Gerüchte keinen Glauben schenke.

„Raoul und Constetten sind viel zu solide und vorsichtige Leute, als daß so etwas von ihnen zu befürchten wäre; indessen Du kannst gehen; die Hochzeit kann im October eben so gut stattfinden, als jetzt.“

Vielleicht kam Mr. Wentworth diese Verzögerung nicht ganz ungelegen.

„Ich hätte selbst Lust,“ fuhr er fort, „ein paar Monate an die Seeküste zu gehen, und Du kannst Dich nach Deiner Rückkehr an uns anschließen. Der Doctor sagt, der arme Kerl, der Andrew, werde nicht eher wieder vollkommen hergestellt sein, als bis er das Seebad gebraucht habe, und da er sich seine Krankheit durch den so großen Dienst, den er mir geleistet, zugezogen hat, so ist es nicht mehr als billig, daß ich alles Mögliche thue, was ihm seine Gesundheit wieder verschaffen kann.“

Andrew war nämlich seit dem Tage, wo er in das Wasser sprang, um Harry zu retten, immerwährend kränklich gewesen. Er war in Folge der Arbeit auf der Wiese und vom schnellen Laufen sehr warm geworden, und da er in seiner Besorgtheit um Harry nicht schnell genug bedacht gewesen war, seine nassen Kleider mit trockenen zu vertauschen, so hatte er sich durch die Erkältung ein rheumatisches Fieber zugezogen, welches ihn nie ganz wieder verlassen hatte.

Die Familie hatte ihm während seiner Krankheit

alle mögliche Aufmerksamkeit erwiesen, und was Harry betraf, so konnte derselbe kaum vermocht werden, das Bett des Kranken zu verlassen, um sich selbst Ruhe und Schlaf zu gönnen.

Aber eben so groß wie die Güte der Familie war, eben so groß war auch Andrews Dankbarkeit, und er hoffte nur, wie er seiner Schwester Susanne oft sagte, daß es ihm in seinem Leben noch einmal möglich werde, sich seinen Wohlthätern dankbar zu bezeigen.

Mr. Gaveston reis'te ab. Als es mit Andrew besser ging, kehrte Harry in seine Schule zurück, und nicht lange nachher machten sich Mr. und Miß Wentworth, von Andrew begleitet, auf den Weg nach dem Seebade. Sie waren anfangs mit dem Gedanken umgegangen, Susannen auch mitzunehmen; Miß Wentworth war damals gerade ohne Mädchen, weil die, welche sie nach ihrer Vermählung bedienen sollte, noch nicht angekommen war. Dieser Plan ward jedoch endlich wieder aufgegeben und sie reis'ten allein.

„Es war ein herrlicher Morgen, als sie ihre Reise antraten," sagte Susanne, „gerade in der letzten Woche des Monats August, und wir versammelten uns Alle in der Vorhalle, um sie fortfahren zu sehen. Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen — Miß Fanny sah so frisch und so schön aus in ihrem grauseidenen Reiseüberrocke und dem kleinen Strohhute mit rosafarbener

Einfassung; und der gute alte Herr in seinem braunen Rocke und breitkrämpigen Hute sah so freundlich und gutmüthig aus, als er uns Lebewohl wünschte und dann seine Tochter, stolz wie ein König, in den Wagen hob — ach, er hatte Ursache, stolz auf sie zu sein, denn sie war ein herrliches Geschöpf und eben so gut als schön!

„„Wir werden Dir Deinen Andrew ganz gesund wieder mitbringen, Susanne,“ sagte Mr. Wentworth, indem er noch einmal den Kopf zum Wagenfenster heraussteckte.

„„Gott behüte Sie, Sir,“ sagte ich, „und mein gutes Fräulein auch,“ und ich wischte mir mit dem Schürzenzipfel die Thränen aus den Augen.

„„Leb' wohl, Schwester,“ sagte Andrew, indem er mir einen letzten Kuß gab und sich hinten auf den Wagen schwang. „Fort!“ rief er; die Postillone knallten mit ihren Peitschen und weg waren sie. Lieber Gott! wie wenig wissen wir armen Sterblichen, was uns bevorsteht.

„Es ereignete sich nun weiter nichts Besonderes, bis wir einen Brief erhielten, in welchem uns gemeldet ward, daß die Familie am Abend des sechzehnten — wir waren damals im Monat October — wieder zu Hause sein würde. Der Brief war von Andrew auf Befehl seines Herrn geschrieben und er schloß mit der Bemerkung, daß er seine Gesundheit vollkommen wieder=

erlangt habe und sich jetzt so wohl befinde, wie jemals. Hierauf folgte eine Stelle, die ich nicht recht verstand und über deren Bedeutung ich mir vornahm, ihn zu fragen, wenn er wiederkäme. Er schrieb nämlich: „Mr. Gaveston ist auch angekommen und die Hochzeit soll im November stattfinden; aber wenn ich den Muth hätte, etwas zu thun, so glaube ich, ich könnte es verhindern; aber ich weiß nicht, wie ich ohne Beistand zu Werke gehen soll.“

„Am Morgen des sechzehnten, als wir Alle vorbereitet waren, traf wieder ein Brief von Andrew ein, der uns meldete, daß sie erst den achtzehnten kommen würden. Mr. Gaveston hatte eine Wette wegen einer Bootwettfahrt abgeschlossen, deren Ergebniß er abzuwarten wünschte. Deshalb wollten sie nun den siebzehnten aufbrechen, in Maningtree übernachten und den nächstfolgenden Tag zum Mittagsessen zu Hause sein.

„Denselben Abend, nämlich am sechzehnten, als wir nach dem Abendessen in der Dienerstube saßen, ward an der Hinterthür geklingelt. Ich entsinne mich, daß wir eben Alle über Mabel, das Milchmädchen, sprachen, welche vor wenigen Augenblicken aufgestanden war und das Zimmer verlassen hatte, wie sie gewöhnlich gleich nach Beendung der Mahlzeiten zu thun pflegte. Es war eine bekannte Sache, daß Andrew sich in sie verliebt hatte, und da sie ein wirklich schönes Mädchen

war, so hatte er die sämmtlichen übrigen Diener zu Nebenbuhlern, die nicht wenig eifersüchtig waren, weil sie glaubten, sie begünstige ihn mehr als die Uebrigen. Was mich jedoch betraf, so sah ich immer, daß Mabel an Andrew nicht mehr dachte, als an die Andern, und daß sie viel zu stolz war, um einen armen Knaben anzuhören, der nichts besaß, als seine Livree. Indessen mehr aus Neid glaube ich, als weil sie es wirklich meinten, bestanden sie darauf, sie sei ihm gut, und verwiesen dabei auf mehrere kleine Gefälligkeiten, die sie ihm während seiner Krankheit erzeigt, und prophezeihten, daß nun, wo er wieder gesund geworden, wohl bald Hochzeit sein werde. Mr. Jeremias aber, der Kellermeister, war anderer Meinung. „Nein, nein,“ sagte er, „wer da glaubt, Mabel werde einen Diener heirathen, der kennt sie nicht. Mabel stammt aus einer stolzen Familie — es sind auch einmal wirklich sehr angesehene Leute gewesen — aber sie sind heruntergekommen und hätten sich daher andere Gedanken anschaffen sollen. Mabel ward in der Wiege des Stolzes geschaukelt und mit dem Brote des Stolzes gefüttert — und sie wird einen tiefen Fall erleben, wie das solchem Hochmuthe gewöhnlich zu gehen pflegt.“

„„Na, wenn sie Andrew zufällt,“ sagte der Kutscher, „so ist das schon ein Fall.“

„„Nein, nein,“ sagte Mr. Jeremias, „es wird ein

schlimmerer Fall sein, als wenn sie einem jungen rechtschaffenen Burschen wie Andrew zufiele. Merket, was ich sage. Ich habe mich noch niemals in einem Menschen, sei es Mann oder Frauenzimmer, getäuscht, und werde mich auch jetzt nicht täuschen.“

„Gerade als der Kellermeister diese Worte gesprochen hatte, ließ sich das Klingeln vernehmen, wovon ich eben gesprochen, und da ich gerade hinaufgehen wollte, um nach meinem Feuer zu sehen, so sagte ich, ich wolle gleich mit nachsehen, wer es wäre.

„Als ich die Thür öffnete, sah ich bei dem Scheine des Lichtes, welches ich in der Hand hielt, einen großen starken Mann in einem Kalmuckrocke, mit über die Augen herabgezogenem Hute und einem rothen Tuche um den Hals, welches einen großen Theil von der untern Partie seines Gesichtes verbarg, so daß ich zwischen dem Hute und dem Tuche sehr wenig von seinen Zügen sah, ausgenommen die Nase, die aber um desto merkwürdiger war. Sie hatte in der Mitte einen bedeutenden Höcker und stand ganz schief, und es war leicht zu sehen, daß, wie sie nun auch von Natur gewesen sein mochte, ihre gegenwärtige Deformität durch einen Hieb oder sonst einen Unfall herbeigeführt worden war. Er sah nicht aus wie ein gewöhnlicher Mann, aber auch nicht gerade wie ein Gentleman, sondern wie ein Mittelding zwischen Beiden, oder vielmehr wie ein

Gentleman, der durch Umgang mit schlechter Gesellschaft selbst einen gemeinen Anstrich erhalten hatte. Indessen das Auge ist rasch, sonst würde ich nicht Zeit gehabt haben, das Wenige zu sehen, was ich hier erzählt habe, denn ob er nun glaubte, ich betrachtete ihn genauer, als ihm lieb war, oder sonst was — kurz, er ließ den Stock, den er in der Hand hielt, fallen, und indem er sich bückte, um ihn aufzuheben, schlug er mir das Licht aus der Hand, und so standen wir Beide im Finstern.

„Da mir sein Aussehen gleich nicht gefallen hatte, und ich jetzt nicht umhin konnte, zu glauben, daß er mir das Licht mit Fleiß aus der Hand geschlagen, so fing ich an, mich vor ihm zu fürchten, und glaubte, er werde sich nun mit Gewalt in das Haus hereinzudrängen suchen. Ich griff daher nach der Thür und versuchte sie zuzuschlagen, aber er war stärker als ich, und indem er fest, aber ohne Heftigkeit, seine Hand dagegen stemmte, sagte er in einem ruhigen Tone, in dem durchaus nichts lag, was mich hätte ängstigen können:

„„Wann erwartet Ihr Mr. Wentworth zurück?“

„Die Art und Weise, auf welche er sprach und eine so ganz natürliche harmlose Frage an mich richtete, beschämte mich fast, und ich glaubte nun, das Auslöschen des Lichtes sei ein reiner Zufall gewesen. Ich antwortete ihm daher, um meine Unhöflichkeit wieder gut zu machen, so artig als ich konnte, daß die Herr-

schaft den achtzehnten Mittags wieder zu Hause sein würde, indem ich hinzufügte, daß wir sie schon eher erwartet hätten, aber daß sie unterwegs übernachten wollte.

„„Ich danke,“ sagte er, indem er sich herumdrehte. „Ich weiß nicht recht, welcher Weg unter allen diesen Gebäuden hinausführt,“ setzte er, sich umsehend, hinzu; „das ist wohl der Stall da drüben, wo das Licht am Fenster ist?“

„„Nein, Sir, das ist das Milchhaus,“ sagte ich, „die Ställe sind auf der andern Seite. Wenn Sie aber immer geradeaus gehen, so können Sie den rechten Weg nicht verfehlen.“

„„Gute Nacht,“ sagte er, und ging fort, während ich mich die Treppe hinauf begab, um nach meinen Feuern zu sehen.

„Als ich wieder in die Dienerstube hinunter kam, machte ich mir schon so wenig Gedanken noch über die Sache, daß ich, als man fragte, wer geklingelt habe, blos sagte, es sei ein Mann dagewesen und habe sich erkundigt, wann Mr. Wentworth wieder zurück sein werde.

„Am folgenden Tage, welches der siebzehnte war, ereignete sich nichts Besonderes, und am achtzehnten waren wir Alle zum Empfange der Herrschaft gerüstet. Die Tafel war gedeckt und die Feuer loderten, und Alles

schauete aus, wann der Wagen sich in der Ferne zeigen würde. Jedoch die Stunde des Mittagessens kam und ging vorüber, und die Theestunde kam, und die Zeit des Abendessens kam, und immer noch zeigte sich keine Spur von denen, die wir erwarteten.

„Die Diener blieben auf bis halb zwölf Uhr und stellten allerhand Vermuthungen über die Gründe dieses Ausbleibens an; dann gingen sie zu Bette, in der Meinung, daß für heute in dieser Beziehung nichts mehr zu hoffen sei.

„Ich für meine Person fühlte mich so unbehaglich, daß ich im Voraus überzeugt war, ich würde nicht schlafen können; daher holte ich mir ein Buch und setzte mich in einen Armstuhl neben dem Kamin im Schlafzimmer meines Herrn, welches ich eben so wie Miß Fanny's warm zu halten beschloß, im Fall sie durch einen Zufall aufgehalten worden wären und ermüdet und frierend im Laufe der Nacht doch noch ankämen.

„Ich weiß nicht, wie es geschah, aber meine Gedanken nahmen wider meinen Willen eine schmerzliche Wendung. Das Unglück, welches auf die getäuschte Erwartung in Bezug auf Major Leesons Ankunft gefolgt war, fiel mir wieder ein, und ich konnte nicht umhin zu vermuthen, daß auch hier irgend ein trauriger Umstand eingetreten sei. Ich dachte an die sonderbare

Stelle in Andrews Briefe und dachte nach, was dieselbe bedeuten könne und was er eigentlich zu thun wünschte.

„Ich wußte, daß er Mr. Gaveston haßte und daß der Haß ein gegenseitiger war. Andrew konnte es ihm nicht vergeben, daß er Harry Leeson einer so großen Gefahr ausgesetzt hatte, und eines Tages, als er nicht bemerkte, daß Mr. Gaveston sich ganz in der Nähe befand, hatte er ihn einen feigen Schurken genannt, weil er davongelaufen sei und das Kind im Wasser liegen gelassen habe.

„Dadurch hatte er, besonders da er auch Mr. Wentworth von dem Unfalle mit dem Pferde in Kenntniß gesetzt, sich Mr. Gaveston zum Feinde gemacht, und ich fürchtete oft, daß er dadurch noch in große Ungelegenheiten kommen könnte; denn so gut er auch bei seinem Herrn und dessen Tochter stand, so würde er doch nichts gegen Mr. Gavestons Einfluß vermocht haben, wenn dieser davon gegen ihn hätte Gebrauch machen wollen.

„Alles Dies fiel mir jetzt ein und ich dachte darüber nach, bis unmerklich meine wachenden Gedanken Träume wurden und ich allmählig in einen Schlummer versank, in welchem dieselbe Gedankenreihe fortgesetzt zu werden schien. Anfangs waren die Bilder verworren und undeutlich — es war etwas mit meinem Herrn und seiner Tochter und Mr. Gaveston und Andrew — es war Wirrwarr und Handgemenge — aber nichts, was ich

mir später unter einer gewissen Form hätte denken können, das aber, was folgte, stand, als ich erwachte, und steht auch noch jetzt so deutlich vor meiner Erinnerung, wie irgend etwas, was mir jemals in meinen wachenden Stunden vorgekommen ist.

„Mir war, als säße ich in dem Armstuhle meines Herrn an dem Kamin seines Schlafzimmers, gerade so, wie dies auch wirklich der Fall war, und ich war eben eingeschlafen, als ich eine Stimme in mein Ohr flüstern hörte: „Siehe da! wer ist das?“ Hierauf hob ich den Kopf empor und sah meinen Bruder Andrew auf der entgegengesetzten Seite des Kamins im Sterbekleide sitzen, während er mich mit seinen beiden erloschenen Augen mit einem Blicke der Furcht und des Entsetzens anstierte. Dann hob er langsam die Hand empor und zeigte mit seinem Daumen über seine Schulter. Ich sah dicht hinter ihm zwei Männer stehen; der eine hatte einen Flor über das Gesicht gezogen und ich konnte nicht sehen, wer er war; der andere aber war der Mann mit der schiefen Nase, der am vorvorigen Abend an der Hinterthür geklingelt hatte. Gleich darauf traten sie vor und schritten an mir vorüber in das Ankleidekabinet meines Herrn, welches sich hinter dem Platze befand, auf dem ich saß. Dann war es mir, als versuchte ich mich zu ermuntern und aus dem Schlafe zu rütteln, um den Beiden nachzusehen, aber ich konnte nicht, und

als ich meine Augen wieder auf den Stuhl wendete, auf welchem Andrew gesessen, sah ich anstatt seiner meinen Herrn mit einer breiten klaffenden Wunde am Halse und unverwandt auf mich gerichtetem Blicke, während er auf etwas hinter mir deutete; er schien sprechen zu wollen, aber seine Kinnlade fiel herab und er konnte kein Wort hervorbringen. Während ich, vor Furcht und Entsetzen bebend, diesen schrecklichen Anblick in mich aufnahm, war es mir, als ob ich, obschon ich sie nicht sehen konnte, dennoch wüßte, daß die beiden Männer wieder aus dem Closet herausgekommen wären und dicht hinter mir standen, der eine mit einem geöffneten Taschenmesser in der Hand, der andere mit einer Laterne. Dann war es mir, als träte mein Bruder Andrew plötzlich zwischen uns und flüsterte: „Nein, nein, laßt sie schlafen! laßt sie schlafen!“ Und damit ward das Licht plötzlich ausgelöscht und ich konnte nichts weiter sehen.

„In dem Augenblicke, wo das Licht auszulöschen schien, erwachte ich auch wirklich, und indem ich dies that, war es mir, als hörte ich eine Thür leise zumachen und behutsame Tritte sich langsam entfernen, aber ich saß fast in vollständiger Finsterniß und konnte nichts erkennen. Das Endchen Licht, welches ich mit mir heraufgenommen, war bis auf die Dille niedergebrannt und ausgegangen, und das Feuer verbreitete, obschon

noch einige glühende Asche auf dem Roste lag, nur noch einen schwachen Schimmer auf dem Heerde.

„Die Kälte, die Furcht und das Entsetzen hatten eine Wirkung auf mich hervorgebracht, daß es mir war, als ob mir das Blut in den Adern erstarrt wäre, und obschon ich Alles in der Welt darum gegeben haben würde, wenn ich mich hätte bewegen und die andern Diener, die über mir schliefen, rufen können, so fand ich es doch anfangs unmöglich, auch nur ein Glied zu rühren, und ich saß da und stierte unverwandt auf die undeutlich zu erkennenden Umrisse des Stuhles, auf welchem ich kurz zuvor Andrew und meinen Herrn sitzen gesehen, und erwartete, sie wiederzusehen. Meine Ohren lauschten mit jener Schärfe, welche die Furcht verleiht, ob sich nicht noch irgend ein Geräusch vernehmen ließe, bis ich endlich die nahenden Huftritte eines Pferdes zu hören glaubte; gleich darauf ward ich dessen gewiß; es schienen mir zwei Pferde zu sein, sie kamen wie von der Seite her, wo sich der Stall befand, gingen unter dem Fenster vorüber, bogen um die Ecke des Hauses und dann verloren sich die Hufschläge in der Ferne.

„Bis das Morgenlicht durch die Ritzen der Fensterläden zu schimmern begann, getrauete ich mich nicht, mich von der Stelle zu bewegen. Allmählig, als die mich umgebenden Gegenstände hinreichend erhellt waren, überwand ich mich, einen prüfenden Blick im Zimmer

umherzuwerfen, aber Alles, so weit ich sehen konnte, war gerade so, als zu der Zeit, wo ich einschlief. Allmählig, so wie das Tageslicht heller ward, stand ich auf und öffnete die Thür, welche hinaus auf die Treppe führte, aber es war nichts Ungewöhnliches zu sehen oder zu hören. Ich ging hierauf in das Ankleidekabinet, aber auch hier konnte ich keine Veränderung bemerken. Ich untersuchte die Schubfächer und Koffer meines Herrn, die er bei seiner Abreise alle verschlossen hatte, und sie waren auch jetzt noch verschlossen. Endlich untersuchte ich noch die andern Zimmer, sowohl in dieser Etage als auch parterre, aber es war Alles in Ordnung. Ich konnte durchaus nichts auffinden, was mich zu dem Verdachte hätte bewegen können, mein Traum sei etwas mehr als eben ein Traum.

„Ein Jeder weiß, wie ganz anders man am hellen Tageslichte über Dinge denkt, die uns im Dunkel der Nacht erschreckt und verwirrt haben, und je heller es ward, um desto abgeschmackter erschien mir meine Furcht, bis endlich, als die Sonne aufging, ich nahe daran war, mich wegen meiner Thorheit selbst auszulachen. Als die Diener herunterkamen und mich am Küchenfeuer stehend und sehr blaß fanden, sagte ich blos, ich wäre in dem Armstuhle des Herrn eingeschlafen und fröstelnd und unwohl aufgewacht. Von meinem Traume erwähnte ich nichts, denn ich wußte, daß er Andern

lächerlich erscheinen müsse, und ich verspürte auch übrigens keine Lust, die unheimlichen Bilder wieder heraufzubeschwören, welche das Tageslicht verscheucht hatte.

„Indessen theilte ich doch Mr. Jeremias mit, daß ich in der Nacht Pferde unter dem Fenster hätte vorübergehen hören, aber er entgegnete, es sei wahrscheinlich dies zu einer vorgerückteren Morgenstunde geschehen, als ich geglaubt, und das Geräusch habe von den an ihre Arbeit gehenden Wirthschaftspferden hergerührt. Ich fand dies auch ziemlich wahrscheinlich.“

Fünftes Kapitel.

Schlimme Nachrichten.

An dem Morgen, der auf die Nacht folgte, welche Susanne auf so unerquickliche Weise in dem Schlafzimmer ihres Herrn zugebracht hatte, ward, als die Diener sich zum Frühstück versammelten, bemerkt, daß Mabel nicht zum Vorschein gekommen war, und Frau Jeremias, die Haushälterin, welche eine sehr pünktliche Frau war, schickte Susannen fort, um ihr sagen zu lassen, wenn sie nicht zur bestimmten Zeit käme, so würde sie nichts zu essen bekommen.

Mabel war jedoch in ihrem Milchhause eben so wenig zu finden als sonst wo, und man vermuthete daher, sie sei, nachdem sie ihre Morgenarbeit verrichtet, auf Besuch zu ihrer Schwester Grace gegangen, die etwa eine Stunde weit in dem Dorfe wohnte.

Es ward demgemäß nicht weiter an sie gedacht,

bis einige Zeit darauf der Gärtner hereinkam und sagte, er habe, nachdem er durch das Blöken der Kühe, die sich alle dicht am Zaune des Parks zusammengedrängt, aufmerksam gemacht worden, nachgesehen, was ihnen fehle und bemerkt, daß sie nicht gemolken worden seien.

Eine genauere Besichtigung der Thiere, so wie des Milchhauses bewies, daß der Gärtner vollkommen Recht hatte. Mistreß Jeremias schwur der Delinquentin Rache und trug Susannen, welche diese Arbeit verstand, auf, einstweilen ihre Stelle zu vertreten. Als aber mehrere Stunden verstrichen und Mabel immer noch nicht zum Vorschein kam, begann ihre Abwesenheit Verwunderung und Unruhe zu erregen, besonders als ein Knecht, der in Mapleton gewesen war, um ein Pferd beschlagen zu lassen, bei seiner Zurückkunft erzählte, er habe im Vorüberreiten bei Grace Lightfoot nachgefragt, ob Mabel da wäre; Grace aber habe ihm versichert, daß sie ihre Schwester seit dem Tage vorher nicht gesehen habe.

Nun ward Mabels Zimmer, welches an das Milchhaus stieß, untersucht, und verschiedene Anzeichen führten zu dem Schlusse, daß sie in der vorigen Nacht nicht hier geschafen hatte. Ihre Kleider waren alle noch da, mit Ausnahme ihres Hutes und Shawls und derjenigen, die sie vermuthlich an hatte. Uebrigens fand man nichts, was auf die Ursache ihrer Abwesen=

heit das mindeste Licht geworfen hätte, ausgenommen daß man einen Mannshandschuh auf der Diele fand; aber wem dieser Handschuh gehörte, war ein Räthsel, welches nur die Zeit lösen konnte. Mabel Lightfoot, schön und stolz, wie wir sie schon geschildert haben, hatte, so viel man wußte, niemals die Aufmerksamkeiten irgend eines Mannes, weder von ihrem eigenen Stande noch von einem höheren, angenommen, und eben so wenig wußte man, daß einer der letztern Klasse angehörender ihr nachgestellt hätte. Andrew Hopley war der begünstigtste oder, richtiger gesagt, der am wenigsten verschmähete ihrer Bewunderer, und selbst gegen diesen hatte sie niemals an den Tag gelegt, was als eine Ermuthigung hätte gelten können.

Man wußte gar nicht, was man denken sollte, und Niemand wußte irgend eine wahrscheinliche Lösung des Geheimnisses anzudeuten, als so eine Stunde nach der andern verstrich und die Boten, welche ausgeschickt wurden, um die Vermißte aufzusuchen, zurückkehrten, ohne Nachricht über sie zu bringen.

Etwas fiel Susannen allerdings ein, aber es schien fast zu unwichtig und unbestimmt, als daß man einen Schluß daraus hätte ziehen können. In der Nacht nämlich, wo der Mann mit der schiefen Nase an der Hinterthür geklingelt, hatte sie Mabel, als sie an ihrem Zimmer vorüberkam, mit Jemandem sprechen

hören. Es war dies in dem Augenblicke, als sie, nachdem sie oben gewesen war, um nach ihren Feuern zu sehen, nach der Küche zurückkehrte, folglich nicht viele Minuten nachdem sie mit dem Manne gesprochen. Die Stimme war die eines Mannes, aber sie hatte sich damals nichts weiter dabei gedacht, in der Meinung, es sei Jemand aus dem Hause; jetzt aber fiel ihr ein, daß das Vorgeben des Fremden, er könne den Weg nicht finden — was doch gar nicht schwierig war — und seine Frage, was für ein Haus das sei, wo sich das Licht am Fenster zeigte, blos eine Hinterlist gewesen sein könne, um den Aufenthalt der Milchmagd zu ermitteln.

Susanne behielt jedoch diese Betrachtungen für sich selbst, wie denn überhaupt ihre Gedanken von dem geheimnißvollen Verschwinden Mabels durch die Besorgniß um die Ankunft der Herrschaft und ihres Bruders abgelenkt wurden, von welchen die Morgenpost keine Nachricht gebracht hatte, und als sie mit ihrer häuslichen Arbeit fertig war, setzte sie sich mit ihrer Näherei an eins der Fenster, welches die Aussicht nach dem Parkthore hatte, um hier die erste Annäherung eines Wagens sofort zu bemerken.

Es war ziemlich drei Uhr Nachmittags, als sich plötzlich das Gerassel von Wagenrädern vernehmen ließ. Nicht zweifelnd, daß es die Herrschaft sei, sprang Susanne von ihrem Sitze auf, aber ehe sie die Treppe hinabeilte,

wartete sie einen Augenblick, um ihren Bruder auf dem Bedientensitze zu sehen; aber groß war ihre Täuschung, als der Wagen näher kam und sie sah, daß es nicht der erwartete war, sondern eine Postchaise, in welcher ein einziger Reisender saß — ein Mann und noch dazu ein unbekannter.

In der Meinung, es sei Jemand, der, wie das sehr häufig vorkam, mit Mr. Wentworth in Geschäftsangelegenheiten sprechen wolle, hatte sie sich wieder niedergesetzt und ihre Arbeit zur Hand genommen, als die Thür aufging und Jeremias, der Kellermeister, mit einem Gesicht eintrat, welches verkündete, daß er etwas Außerordentliches mitzutheilen hatte.

„Ist etwas passirt?“ fragte Susanne, deren Furcht vor irgend einem unbekannten Unglück schon hinreichend erregt war.

„Ich fürchte es allerdings,“ antwortete Jeremias, „aber was es ist, das weiß ich nicht. Der Mann, der so eben ankam, ist ein Constabler von Maningtree und sagt, Ihr und ich und meine Frau müßten sofort mit ihm kommen und Ihr solltet alle Briefe mitbringen, die Ihr von Andrew seit seiner Abreise erhalten hättet.“

„Aber was kann das zu bedeuten haben?“ sagte Susanne.

„Ich kann mir es gar nicht denken,“ antwortete Jeremias. „Indessen wir müssen mitkommen, das ist

gewiß, und da es schon spät ist, so wird es gut sein, wenn wir uns so schnell als möglich auf den Weg machen. Bindet daher, was Ihr vielleicht braucht, in ein Tuch zusammen und macht, daß Ihr hinunterkommt. Meine Frau macht sich schon fertig."

In einem unbeschreiblichen Zustande von Angst und Verwirrung schickte sich Susanne an, den Befehlen des Kellermeisters zu gehorchen, und in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit waren sie bereit, sich auf den Weg zu machen.

„Es ist doch meinem Bruder nichts zugestoßen?" sagte sie zu dem Manne, als sie ihn in der Hausflur unten traf.

„Seid Ihr die Schwester des Dieners?" sagte er, indem er sie mit sonderbarem Blicke betrachtete.

„Ja, Sir," antwortete Susanne. „Es ist ihm doch nichts zugestoßen, wie?"

„Wartet, bis Ihr nach Maningtree kommt," antwortete der Mann, indem er bedeutsam den Kopf schüttelte; „dort werdet Ihr Alles Zeit genug erfahren."

Die unerwartete Abrufung zu dieser Reise, das Geheimniß, von welchem dieselbe begleitet war und diese Winke und Andeutungen machten Jeremias und seine Frau ganz verblüfft, während die arme Susanne vor Unruhe und Angst ganz außer sich war. Daß irgend etwas vorgefallen war, was Andrew mit betraf, war

klar, und die sonderbare Stelle in seinem Briefe wegen der Hochzeit, der Besuch des Mannes mit der schiefen Nase, Mabel's Verschwinden und ihr eigener Traum — alles Dies trat ihr lebhaft wieder vor die Erinnerung, und obschon sie nicht sagen konnte wie, eben so wenig als sie die Glieder zu sehen vermochte, welche alle diese Umstände an einander knüpften, so konnte sie doch nicht umhin, zu glauben, daß alle diese Umstände einer und derselben Kette von Ereignissen angehörten.

Es war gegen neun Uhr Abends, als der Wagen an der Thür des Gasthofs zur Krone in Maningtree vorfuhr. Mehrere Leute standen auf der Straße umher, und als der Wagen hielt und der Constabler, welcher mit auf dem Bocke saß, herabsprang, um den Schlag zu öffnen, zeigte sich von Seiten der Umstehenden der sehr eifrige Wunsch, die Reisenden in Augenschein zu nehmen und Susanne hörte eine Stimme in dem Haufen sagen: „Ich glaube, eine davon ist die Schwester des jungen Mannes;“ während Einige riefen: „Welche ist es?“ und Andere dagegen murmelten: „Das arme Mädchen!“

Jeremias, bei welchem sowohl Susanne als Andrew sehr gut standen, hörte dies Alles ebenfalls und reichte, indem er seine Frau der Führung des Constablers überließ, dem armen Mädchen freundlich seinen Arm, denn zitternd und vor Furcht und Aufregung

beinahe zu Boden sinkend, vermochte sie sich kaum auf den Füßen zu halten, als sie von einem voranschreitenden Kellner in ein kleines Zimmer am äußersten Ende der Flur geführt wurden.

Nachdem der Kellermeister Susannen ein Glas Wasser und ein Fläschchen mit Hirschhorngeist verschafft hatte, bat der Kellermeister, man möge ihn zu seinem Herrn führen. Der Kellner antwortrte hierauf, Mr. Vigors, der Constabler, sei eben hinaufgegangen, um dem Herrn zu melden, daß sie da wären, und gleich darauf erschien Mr. Vigors an der Thür und winkte Jeremias, ihm zu folgen.

Als Jeremias oben in das Zimmer trat, sah er um einen Tisch, auf welchem Flaschen, Gläser und die Ueberreste eines Desserts standen, vier Herren sitzen, von welchen einer Mr. Gaveston war; die drei andern kannte er nicht. Da er Mr. Wentworth nicht sah, so waren seine ersten Worte:

„Es ist doch meinem Herrn nichts zugestoßen, Sir?“

„Habt Ihr denn noch nichts gehört?“ sagte Mr. Gaveston mit verwunderter Miene.

„Nein, gar nichts,“ antwortete Jeremias. „Der Constabler wollte uns nicht sagen, weßhalb wir geholt würden.“

„Sie wünschten es nicht, wie Sie selbst wissen

werden, Sir," sagte Vigors, der noch mit dem Hute in der Hand an der Thür stand.

„Sehr richtig," antwortete Gaveston, „ich hatte nicht daran gedacht. Ich glaube, Ihr könnt nun gehen, Mr. Vigors, wir werden Euch vor der Hand nicht mehr brauchen."

Vigors entfernte sich.

„Trinkt erst ein Glas Wein, Jeremias," fuhr Gaveston fort, „Ihr habt eine schlimme Neuigkeit zu hören."

„Haben Sie die Güte, mir dieselbe sogleich mitzutheilen," sagte Jeremias, der ein offener gerader Mann war und gegen Mr. Gaveston's Theilnahme oder Artigkeiten das entschiedenste Mißtrauen hegte.

„Es handelt sich um nichts Geringeres, als um den Tod Eures Herrn, Jeremias," antwortete Gaveston, indem er sein Taschentuch herauszog und sich das Gesicht damit verhüllte; „dieser Halunke, der Andrew, hat ihn beraubt und ermordet."

„Andrew!" rief Jeremias; „großer Gott, das ist nicht möglich!"

So sehr es auch den rechtschaffenen Mann schmerzte, den Tod seines Herrn zu erfahren, so drängte doch sein Erstaunen und sein Unglaube über eine Beschuldigung, die ihm so monströs erschien, seine andern Gefühle für den Augenblick in den Hintergrund.

„Ich fürchte, es ist nur zu wahr,“ bemerkte einer der Herren, welcher Sir Thomas Taylor hieß und Friedensrichter des Bezirks war.

„Wo ist Andrew, Sir?“ fragte Jeremias; „hat er die That gestanden?“

„Er ist fort! Mit seiner Beute entronnen!“ antwortete Gaveston, indem er das Tuch wieder vom Gesicht wegnahm.

„Wann ist es denn geschehen?“ fragte der Kellermeister.

„Vorletzte Nacht,“ antwortete er, „uad obschon die Verfolgung nach allen Richtungen hin in Gang gesetzt worden ist — so haben wir doch bis jetzt noch nichts über den Bösewicht zu erfahren vermocht. Ich habe selbst die ganze Umgegend durchstreift und bin den ganzen Tag nicht vom Pferde gekommen. Einmal glaubte ich ihm auf der Spur zu sein; die Beschreibung paßte ganz genau auf ihn, aber der betreffende junge Mann hatte auch noch ein Frauenzimmer bei sich gehabt und deßhalb konnte es auch nicht Andrew sein, wißt Ihr.“

Jeremias schwieg.

„So viel ich weiß, hat Andrew noch niemals ein Verhältniß mit einem Frauenzimmer gehabt, nicht wahr?“ fragte Mr. Gaveston.

„Auch ich weiß nichts davon,“ antwortete Jere=

mias. „Andrew Hopley ist nach meiner Meinung ein so guter junger Mann, wie nur je einer gelebt hat, und ich würde eben so gut mich selbst im Verdacht einer solchen That haben, als ihn.“

„Aber die Sache ist gewiß,“ antwortete Mr. Gaveston. „Warum hätte der Bursche sich aus dem Staube gemacht?“

„Es läßt sich nicht leugnen, daß der Schein sehr gegen ihn ist,“ sagte Sir Thomas Taylor; „wir wissen aber auch, daß der Schein zuweilen trügt, und früherer guter Wandel ist nicht ohne Gewicht.“

„Ich entsinne mich eines sehr interessanten Falles von Indicienbeweisen,“ sagte der Coroner, „wo alle Anzeichen eben so überführend erschienen, wie in dem vorliegenden Falle, und dennoch war die Person, die man im Verdacht hatte, unschuldig. Das Außerordentlichste aber dabei war, daß der eigentliche Thäter, wie sich zuletzt ergab, der —“

„Aber ich frage nochmals, kann man sich die Flucht des Burschen auf eine andere Weise erklären, als daß man ihn für den Thäter hält?“ fragte Gaveston. —

„Das kann man nicht wissen,“ anwortete Sir Thomas. „Ich entsinne mich eines Falles, in welchem, wie sich ergab, der vermeinte Verbrecher selbst eins der Opfer —“

„O ich zweifle nicht daran, daß solche Fehlgriffe dann und wann vorkommen,“ unterbrach ihn Gaveston, „aber sie sind selten und können keineswegs als maßgebend gelten, wenn man nicht den Indicienbeweis in großen Mißcredit bringen will, während dies doch, wie Sie wissen, meine Herren, sehr oft der ganze Beweis ist, zu dem wir gelangen können. Der Gang der Gerechtigkeit würde dadurch offenbar sehr erschwert und gehindert werden. Doch was ich sagen wollte — man hat wohl Andrew niemals im Verdacht einer Neigung zu einem Frauenzimmer gehabt; wißt Ihr etwas davon, Jeremias?“

„Es wird wohl wenig junge Männer von Andrew's Alter geben, die nicht dann und wann ihr Augenmerk auf ein hübsches Mädchen gerichtet hätten,“ antwortete Jeremias. „Andrew kann vielleicht an einem oder dem andern Mädchen Gefallen gefunden haben, aber darin liegt wohl nichts Unrechtes.“

„O durchaus nicht — durchaus nicht!“ rief Gaveston, mit dem erheuchelten Ausdrucke der Biederkeit. „Nein, nein, ich verlange es blos deßhalb zu wissen, weil, wie ich schon erwähnt habe, ein verdächtiger junger Mensch in Begleitung eines Frauenzimmers auf der Straße bemerkt worden ist.“

Jeremias schwieg. Es lag in allem Diesem etwas,

was er sich nicht erklären konnte. Er besaß keine sonderliche Bildung, wohl aber einen sehr scharfen natürlichen Verstand und täuschte sich, wie er selbst sagte, nicht so leicht in Jemandem. Von Andrew hatte er die beste auf Beobachtung und Erfahrung gegründete Meinung, denn er hatte ihn von Kindheit an gekannt, während er gegen Mr. Gaveston eine so entschiedene Antipathie hegte, daß er dieselbe mit der Scheu zu vergleichen pflegte, welche manche Menschen vor Katzen haben, und erklärte, er fühle immer eine unbehagliche Empfindung, wenn er ihm zu nahe käme.

Was den Umstand betraf, daß Mabel mit Andrew durchgegangen zu sein schien — denn auf diese Vermuthung mußte man kommen, sobald ihre Abwesenheit bekannt ward — und Jeremias konnte nicht umhin zu glauben, daß dies eben der Schluß sei, auf welchen Mr. Gaveston hinzielte — so war er in dieser Beziehung eben so zweifelhaft als wegen des dem jungen Manne beigemessenen Verbrechens. Er hielt sie nicht blos für unfähig, an einem solchem Verbrechen Theil zu nehmen oder es zu verheimlichen, sondern war auch überzeugt, daß sie sich sehr wenig aus Andrew machte und ihr Augenmerk nach einer ganz andern Seite hin gerichtet hielt. Er wußte sogar, daß Mr. Gaveston selbst dem Mädchen mehr Aufmerksamkeit erwiesen hatte, als sich mit seinem Verhältniß zu Miß

Wentworth vertrug, und hatte sie mehr als einmal im heimlichen Gespräch mit einander gesehen.

„Wie groß ist denn die Summe, welche geraubt worden ist, Sir?“ fragte Jeremias.

„Vierzig oder funfzig Pfund,“ antwortete Gaveston. „Auf alle Fälle ist das ganze Geld fort, welches Mr. Wentworth in seiner Brieftasche hatte, eben so wie meine Brieftasche und Uhr. Ist Eure Frau unten?“ setzte er hinzu.

„Ja, Sir,“ antwortete Jeremias, „und Susanne auch.“ —

„Ich möchte einige Fragen an sie richten — nämlich an Eure Frau. Wir können sie wohl heraufkommen lassen?“

„Ganz wie Sie wünschen,“ sagten die andern Herren.

„Ich will sie holen,“ sagte Jeremias, „wenn Sie mit ihr zu sprechen wünschen.“

„Nein,“ sagte Gaveston; „bleibt wo Ihr seid; ich werde sie durch den Kellner rufen lassen.“

„Frau Jeremias,“ sagte er, als die Wirthschafterin eintrat, „Ihr habt wohl schon gehört, was sich ereignet hat.“

„Der Kellner hat es mir eben erzählt, während wir die Treppe heraufgingen,“ sagte Frau Jeremias weinend. „Guter Gott, wie man sich doch in den

Menschen täuschen kann. Ich hätte mein Leben verwettet, daß Andrew ein so rechtschaffener Mensch sei, wie nur jemals einer gelebt."

„Und woher weißt Du denn, daß er es nicht mehr ist?" sagte Jeremias.

„Ihr hattet also auch eine gute Meinung von ihm; nicht wahr, Frau Jeremias?" sagte Gaveston.

„Eine ganz vortreffliche, Sir," antwortete die Wirthschafterin. „Niemals kannte ich einen besseren jungen Mann — wenigstens als er zu sein schien."

„Es ist sonderbar," sagte Gaveston, „und könnte einen fast wankend machen; nur seine Flucht spricht so entschieden gegen ihn. Wenn wir nur erst seine Spur ausfindig machen könnten — apropos, Frau Jeremias, wißt Ihr vielleicht, ob Andrew ein Verhältniß mit einem Frauenzimmer gehabt hat?"

„Nein, Sir," antwortete die Haushälterin. „Andrew war ein sehr tugendhafter Mensch, so weit ich ihn kennen gelernt habe. Ich glaube, er hatte Neigung zu einem jungen Mädchen — sie steht auch im Dienste Mr. Wentworth's, aber ich glaube nicht, daß ein unerlaubter Umgang zwischen ihnen stattgefunden hat."

„Wißt Ihr gewiß, daß sie nicht mit einander verheirathet waren?" fragte Mr. Gaveston.

„O bewahre, Sir," antwortete Frau Jeremias.

„Ich glaube überhaupt nicht, daß Mabel Zuneigung zu ihm hatte.“

„Stand er während seiner Abwesenheit mit ihr in Briefwechsel?“ fragte Mr. Gaveston weiter.

„Ich glaube, einmal hat er an sie geschrieben,“ antwortete die Wirthschafterin.

„Wenn ich das eher gewußt hätte, so hätten wir sie auch mit herkommen lassen,“ sagte Mr. Gaveston, „und ich glaube, es wird angemessen sein, es noch zu thun. Was sagen Sie dazu, meine Herren?“

„Es wird allerdings gut sein,“ sagte Sir Thomas; „wir wollen ihr auch sagen lassen, daß sie den Brief mitbringen soll.“

„Nun so wollen wir Vigors wieder absenden,“ sagte Mr. Gaveston, „und wir werden sie noch Zeit genug zur Todtenschau morgen hier haben.“

„Ich weiß nicht, ob er sie antreffen wird,“ sagte Frau Jeremias, „denn wir vermißten sie diesen Morgen und sie war noch nicht wieder zurück, als wir Oakfield verließen.“

„Was!“ sagte Gaveston, indem er sich mit erstaunter Miene auf seinem Stuhle herumdrehete und die andern Herren ansah — „Ihr vermißt sie? Was wollt Ihr damit sagen?“

Frau Jeremias erzählte hierauf die nähern Um=

stände und die fruchtlosen Nachforschungen, die man nach ihr angestellt hatte.

„Und Ihr habt Grund zu glauben, daß sie vergangene Nacht nicht in ihrer Stube geschlafen hat?“ fragte Mr. Gaveston.

„So glauben wir,“ antwortete die Wirthschafterin.

„Aber sagt, was für ein Mädchen ist denn diese Mabel?“ fragte er weiter; „wenn ich mich recht entsinne, so ist sie ziemlich hübsch.“

„Sie ist sehr hübsch,“ antwortete Frau Jeremias. „Sie galt für das schönste Mädchen in der ganzen Grafschaft, vornehm oder gering.“

„Beschreibt mir sie doch,“ sagte Mr. Gaveston. „Von welcher Farbe war ihr Haar?“

„Ihr Haar ist schwarz,“ antwortete Frau Jeremias, „und ihr —“

„Wartet einen Augenblick,“ sagte Mr. Gaveston, während er etwas in seinen Taschen zu suchen schien, aus deren einer er gleich darauf einen Streifen weißes Papier hervorzog. „Es ist dies eine Notiz, die ich mir nach der Beschreibung der Leute von den beiden Personen machte, welche Aufmerksamkeit erregt hatten; der Mann entspricht Andrew's Aeußerem vollkommen. Wir wollen nun einmal hören, wie es mit dem Frauenzimmer steht. Vielleicht haben Sie die Güte, zu ver=

gleichen, Sir Thomas," und damit reichte er dem Friedensrichter das Papier hin.

„Sie hat schwarzes Haar und blaue Augen," fuhr Frau Jeremias fort.

„Und wie ist ihre Gesichtsfarbe?" sagte Mr. Gaveston, „und ihr Wuchs?"

„Ihre Gesichtsfarbe ist schön weiß und roth und sie ist weder groß noch klein — ungefähr von meiner Figur."

Die Beschreibung und die Notizen paßten ganz genau zusammen und der daraus folgende Schluß war, daß Andrew und Mabel mit einander die Flucht ergriffen hätten und daß die Personen, von welchen Mr. Gaveston gehört, die Flüchtlinge seien.

Hierauf erklärte er seinen Entschluß, weder Mühe noch Kosten noch persönliche Anstrengung zu scheuen, um sie zu entdecken; er werde deßhalb sofort, nachdem die Leichenschau vorüber sei, zu Pferde steigen und die Verfolgung nicht eher aufgeben, als bis er die Flüchtlinge aufgespürt.

Mittlerweile ward ein Bote nach Oakfield abgesendet, um zu erkunden, ob Mabel wieder zurückgekehrt sei, oder ob man sonst etwas von ihr gehört habe.

Die arme Susanne erfuhr ihr Unglück zuerst aus dem Munde des Kellermeisters, und es wäre zwecklos, hier ihr Erstaunen, ihren Kummer und ihren Unglau-

ben malen zu wollen. Der einzige Trost, den sie hatte, war der, zu finden, daß Jeremias, von dessen Urtheil sie eine hohe Meinung hatte, eben so abgeneigt war, an Andrew's Schuld zu glauben, als sie selbst. Indessen war doch die Frage: „Wo zum Teufel ist er aber?“ welche der merkwürdige Mann dann und wann im Uebermaße seiner Verwirrung hervorstieß, eine sehr kritische und „Wo ist Mabel?“ desgleichen.

Susanne meinte, er sei vielleicht ebenfalls ermordet worden; aber dann würde man seine Leiche eben so gut gefunden haben, als die Mr. Wentworth's; oder er wäre vielleicht von den Verbrechern aus irgend einem Grunde mit fortgeschleppt worden. Jeremias wendete aber dagegen ein, daß es jetzt nicht mehr so leicht sei wie sonst, die Leute wider ihren Willen zu entführen. Zuletzt sprach sie die Vermuthung aus, er habe den Mord und den von den Thätern eingeschlagenen Weg entdeckt und sich zu ihrer Verfolgung aufgemacht.

Diese Voraussetzung erschien sofort als die wahrscheinlichste und tröstlichste und sie beharrten dabei.

In den schlaflosen Stunden der folgenden Nacht drängten sich aber Susannen noch allerhand seltsame Gedanken auf, und immer wieder gedachte sie an ihren Traum und den Besuch des Mannes mit der schiefen Nase, obschon sie nicht wußte, wie sie Beides mit dieser traurigen Katastrophe in Verbindung bringen sollte.

An dem nächstfolgenden Morgen sollte die Leichenschau stattfinden und es war möglich, daß dadurch einiges Licht über das Geheimniß verbreitet ward. Unter Thränen, Gebeten und Vermuthungen, die kein Ende nahmen, verbrachte Susanne die bis dahin noch übrigen Stunden.

Sechstes Kapitel.

Die Leichenschau.

Die bei der Leichenschau sich ergebenden näheren Umstände waren in Kurzem folgende:

Es ergab sich, daß am Abend des siebzehnten gegen acht Uhr Mr. Gaveston zu Pferde in dem Gasthof zur Krone angekommen war und gefragt hatte, ob für eine nachfolgende Herrschaft mit Dienern Betten zu bekommen wären.

Man entgegnete ihm, daß in dem Gasthofe selbst, in welchem diesen Abend ein Ball stattfinden sollte, Niemand aufgenommen, die Herrschaft aber recht gut in einem gegenüberliegenden Hause untergebracht werden könnte, welches der Wirth, weil es ganz leer stand, für solche Fälle gemiethet hatte.

Mr. Gaveston besichtigte die Zimmer und fand dieselben genügend, sprach aber den Wunsch aus, daß, da das Wetter schlecht sei, die junge Dame ein Bett in dem Gasthofe erhalten möge, wenn eins leer würde. Hierauf entfernte er sich wieder und ward nicht weiter gesehen, bis gegen neun Uhr, wo die Familie ankam und er den Wagen an der Thür empfing. Mittlerweile war ein Bote dagewesen und hatte gemeldet, das vor einigen Tagen für einen Mr. Smith, welcher dem Ball beizuwohnen beabsichtigte, bestellte Bett werde nicht gebraucht werden, und Mr. Gaveston legte sogleich für Miß Wentworth Beschlag auf dieses Zimmer.

Zunächst ergab sich, daß Mr. Wentworth im Laufe des Abends mehrmals nach seinem Diener gefragt hatte, aber daß Andrew nicht zu finden war; als aber der Kellner befragt ward, gab dieser zu, das Haus sei so voll von den Dienern der dem Balle beiwohnenden Herrschaften und er selbst habe so viel zu thun, daß er sich nicht große Mühe genommen, ihn zu suchen. Endlich, als Mr. Wentworth ungeduldig ward, hatte er ihn mit mehrern Andern an der Thür des Ballsaals stehend gefunden, wo er, wie er erklärte, diese ganze Zeit über sich aufgehalten hatte.

Gegen eilf Uhr hatte sich die Familie zu Bett begeben und man hörte nichts weiter von ihr bis den folgenden Morgen, wo Mr. Gaveston in einem Zustande

bedeutender Aufregung in den Gasthof herüberkam und erklärte, man habe ihm seine Brieftasche und Uhr gestohlen.

Auf diese Meldung hin waren das Stubenmädchen, der Kellner und der Hausknecht mit ihm hinübergegangen und hatten alle Winkel seines Zimmers durchsucht, ohne die vermißten Gegenstände aufzufinden. Mr. Gaveston fragte hierauf, wo Andrew sei, und man begab sich nach dem Dienerzimmer. Aber hier war er nicht und bei näherer Erörterung ergab sich, daß Niemand seit dem Abend zuvor etwas von ihm gesehen zu haben schien.

Mr. Gaveston schlug hierauf vor, Mr. Wentworth einen Besuch abzustatten, um zu erfahren, ob er auch bestohlen worden, und nachdem sie angepocht, aber keine Antwort erhalten, öffneten sie die Thür und sahen den unglücklichen Mann auf der Diele liegen. Aus einer Wunde im Halse war ein breiter Blutstrom hervorgedrungen und am Kopfe zeigte sich eine schwere Contusion, welche nach der Meinung des Arztes durch einen Schlag hervorgebracht worden war, der ihm die Besinnung geraubt hatte, ehe er die Wunde in den Hals erhielt. Nach dem Aussehen seines Bettes zu schließen, hatte er dasselbe, nachdem er vermuthlich durch Lärm aufgeschreckt worden, eiligst verlassen. Seine Uhr war

weg und seine Brieftasche, die auf dem Tische lag, war offen und leer.

Als man Andrew's Zimmer untersuchte, zeigten sich ebenfalls unverkennbare Spuren, daß er sein Bett in aller Eile verlassen. Die Bettdecke war fast ganz heruntergezogen und lag ebenso wie das Kopfkissen auf der Diele. Ein Stuhl, der neben dem Bett stand, war umgeworfen und unter demselben fand man einen ledernen Beutel mit einigen Schillingen und eine silberne Uhr, welche Susanne als ihrem Bruder angehörig erkannte.

Von Kleidungsstücken fand sich in dem ganzen Zimmer blos ein Strumpf, der in der Nähe des Fensters lag und verloren worden zu sein schien. Das Fenster stand offen, und da das Zimmer zu ebener Erde war, so war jeder Grund vorhanden, zu vermuthen, er sei auf diesem Wege entflohen. An der Thür seines Schlafzimmers fand man seine Stiefel, welche der Mann, dessen Amt es war, dieselben zu putzen, wie er selbst sagte, den Abend zuvor weggenommen und am Morgen selbst wieder hingesetzt hatte.

Der stärkste Beweis gegen Andrew aber war ein Brief, den man auf dem Tische in seinem Zimmer fand. Derselbe war „A. B. poste restante Maningtree“ adressirt und lautete wie folgt:

„Alles in Stand — das ganze Haus voll — kein

Bett zu haben als Mr. Smiths — der Himmel schwarz wie die Hölle. Ich muß mich versteckt halten, bis es finster wird. Um acht Uhr werde ich mich in der Nähe des Schachbretes herumtreiben — Parole: Wie weit nach London?“

Der Brief war in einer guten Geschäftshand geschrieben und durchaus orthographisch.

Dieser Umstand führte zu Befragung des Kellners darüber, wer Mr. Smiths Bett bestellt und wieder abgesagt habe, er konnte aber keine genaue Nachricht darüber geben. Er glaubte, es sei bei beiden Gelegenheiten derselbe Mann gewesen, und da er einen groben Ueberrock getragen, so habe er ihn für einen Diener gehalten; beide Besuche aber hätten nach Einbruch der Dunkelheit stattgefunden. Er hatte blos die Billets an der Thür abgegeben und der Kellner meinte, er könne nicht behaupten, ob er ihn wieder erkennen würde.

Indessen fand er doch in seiner Tasche zufällig noch das zweite Billet vor, und als man es mit dem in Andrews Zimmer vorgefundenen Briefe verglich, schien die Handschrift dieselbe zu sein.

Die Frau, welche die Postexpedition verwaltete, ward demnächst befragt und räumte ein, sie erinnere sich, daß an dem fraglichen Abend ein Mann an das Fenster gepocht und gefragt habe, ob sie einen Brief für A. B. hätte. Sie habe an der Stimme gehört, daß es

ein Mann sei, habe ihn aber nicht gesehen, weil sie blos einen kleinen Flügel des Fensters geöffnet und er mehr auf der Seite gestanden habe. Der Brief hatte kein Postzeichen und mußte daher an Ort und Stelle in den Briefkasten geworfen worden sein. Der Mann sagte: „Wie viel?“ Sie antwortete: „Einen Penny,“ den er ihr einhändigte, worauf er sich entfernte.

Nachdem alle diese Aussagen zu Protokoll genommen waren, wurden Mr. Gaveston und Jeremias und seine Frau aufgefordert, sich über Andrews Ruf und Wandel auszusprechen. Die beiden letztern erklärten, daß sie nur die allergünstigste Meinung von ihm hätten, Mr. Gaveston dagegen sagte, er habe den jungen Mann noch zu wenig gekannt, um sich überhaupt eine Meinung von ihm zu bilden. Dabei vergaß er nicht, Mabels Verschwinden zu erwähnen, sowie seine Ueberzeugung, daß sie und Andrew die Personen gewesen, deren Spur er aufgefunden.

Dieser Umstand, in Verbindung mit dem Briefe, den man in dem Zimmer des jungen Mannes gefunden und die geheimnißvolle Stelle in dem, den er an seine Schwester geschrieben, sowie seine Flucht, schienen ihn so entschieden als den Thäter zu bezeichnen, daß selbst Susanne nicht überrascht sein konnte, als das Verdict der Leichenschaugeschworenen auf „Vorsätzlichen Mord durch Andrew Hopley“ lautete, besonders da der Bote,

der nach Oakfield gesendet worden, wiederkam, ohne Nachricht über Mabel mitzubringen.

Es ward nun eine bedeutende Belohnung auf die Ergreifung des Thäters und Entdeckung seiner Mitschuldigen gesetzt, da der an A. B. adressirte Brief dergleichen vermuthen ließ. Zugleich wurden Steckbriefe mit einer genauen Beschreibung seiner Person und Mabels gedruckt und in der ganzen Umgegend vertheilt.

Durch diese Maßregeln kam jedoch wenig oder nichts an den Tag. Ein Kutscher, der einen regelmäßigen Personenwagen nach London führte, trat auf und sagte aus, am Morgen nach dem Morde sei ein Mann in einem groben Ueberrocke und auf einem hellbraunen Pferde sitzend bald nach Anbruch der Morgendämmerung ungefähr zwanzig Stunden von Maningtree an ihm vorübergekommen. Er sei in gestrecktem Galopp geritten und das Pferd mit Schaum bedeckt gewesen; als er aber seinen Hut abgenommen, um sich den Schweiß abzutrocknen, habe er, der Kutscher, bemerkt, daß der Reiter hinten ganz kahl gewesen sei. Andrew konnte es daher nicht gewesen sein.

Obschon alles Mögliche aufgeboten ward und Mr. Gaveston mehrere Wochen lang seine ganze Zeit der Verfolgung widmete, so ward doch weiter nichts ermittelt, und man kam endlich zu dem Schlusse, daß es Andrew

und seinem Liebchen Mabel gelungen sei, aus dem Lande zu entkommen.

„Sie können sich leicht denken,“ pflegte die arme Susanne zu sagen, wenn wir auf diesen Punkt unserer Geschichte kamen, „von welcher Art meine Lage war! Noch wenige Tage — ja noch wenige Stunden zuvor war ich so glücklich gewesen, als eine Person in meinen Umständen nur sein konnte. Ich stand in einem guten Dienst, erfreuete mich der Gunst meines Herrn und meiner Herrin und der Zuneigung meiner Dienstgenossen. Ich besaß einen geliebten Bruder, der für mich Alles in der Welt war und über den Alle, die ihn kannten, das beste Urtheil fällten. Wir thaten beide unsere Pflicht und hatten deßhalb keine Furcht vor der Zukunft noch sonst eine Besorgniß, ausgenommen in der letzten Zeit wegen Andrews schwächlicher Gesundheit.

„Und wie ganz anders war es nun! Mein Bruder, mein einziger Verwandter auf der Welt — denn unser Vater war das Jahr zuvor gestorben — war für einen Räuber und Mörder erklärt — für den schlimmsten aller Mörder, denn er hatte seinen Wohlthäter gemordet — er war ein Flüchtling, der sich vor der Gerechtigkeit verbarg und ein Preis war auf seinen Kopf gesetzt — unser Name war mit Schande gebrandmarkt und ich wußte nicht blos, daß ich den Dienst, in dem ich stand, verlassen mußte, sondern ich zweifelte auch

sehr, ob ich im Stande sein würde, einen andern zu bekommen. Wer hätte wohl sein Leben oder Eigenthum der Schwester eines solchen Bruders anvertraut? Was half mir jetzt mein guter Ruf und mein zeitheriger Wandel? Andrews Ruf und Wandel war eben so gut gewesen und dennoch hatte eine Nacht — eine einzige Nacht — bewiesen, daß er ein grausamer Bösewicht war. Warum konnte dies nicht mit mir auch der Fall sein? Wie konnte ich hoffen, mein Brot ehrlich zu verdienen, wenn mir Niemand traute? Wo konnte ich einen Freund suchen, da ich an keinen Menschen einen natürlichen Anspruch hatte und wußte, daß schon mein Name hinfort ein Schrecken für Alle sein würde, die ihn hörten? Wäre es nicht besser, sagte ich bei mir selbst, meinem Leben mit einem Male ein Ende zu machen, als ein elendes, Beleidigungen, dem Mangel und Kränkungen aller Art ausgesetztes Dasein hinzuschleppen, bis ein langsamer Tod meinen Leiden ein Ende macht oder bis die Grausamkeit der Welt mich zu einem Schritte zwingt, der die üble Meinung, die sie von uns hegt, rechtfertigen würde.

„Aber, sagte ich dann wieder zu mir, wie wenn ich nun Andrews guten Namen wiederherstellen könnte? Wenn ich den Tag erleben könnte, wo wir wieder unser Haupt emporrichten und der Welt zurufen dürften: Ihr habt uns Unrecht gethan! Denn mein Herz sagte

mir immer noch, daß er nicht schuldig sei und daß er, wenn er noch lebte, ganz gewiß auftreten und sich rechtfertigen, oder daß, wenn er todt wäre, seine Leiche gefunden werden und seine Wunden für ihn zeugen würden. Verlohnte es nicht der Mühe, all den Kummer, den die Verachtung der Welt mir zufügen würde, zu durchleben, um endlich diesen Tag zu begrüßen? Aber wie sollte ich leben, wenn Niemand mir Arbeit und Brot gab? Ohne Geld, ohne Freunde, ohne ein Dach, dessen Schutz ich beanspruchen konnte, oder einen Tisch, an welchem ich einen Bissen Brot verlangen durfte?“

Ganz zu Boden gedrückt von diesen traurigen Betrachtungen saß Susanne traurig in ihrem Zimmer und überlegte, ob sie leben oder sterben sollte, als die Wirthschafterin, welche Miß Wentworth bedient hatte, eintrat, und mit Thränen in den Augen sie aufforderte, sich in das Zimmer ihrer jungen Dame zu begeben, welche sie zu sprechen wünschte.

„Ich freuete mich so sehr,“ sagte Susanne, „daß es mir erlaubt ward, sie zu besuchen, denn ich hatte es gar nicht erwartet — daß ich sofort aufsprang und Frau Jeremias folgte.

„Miß Wentworth lag noch im Bett, denn sie war von heftigen Krämpfen ergriffen worden, als sie das beklagenswerthe Ende ihres Vaters erfuhr, und war bis jetzt noch nicht im Stande gewesen, aufzustehen.

Ich näherte mich bitterlich weinend ihrem Bett, aber ich begegnete ihrem Auge ohne Furcht oder Scham, denn ich war überzeugt, daß weder ich, noch Eins von den Meinigen ihr jemals etwas zu Leide gethan hatte und daß, so sehr sie Mitleiden verdiente, dies doch mit mir in noch höherem Grade der Fall war.

„Sie hielt mir ihre Hand entgegen und sagte:

„„Armes Mädchen, Gott helfe Dir!“

„Ihre Thränen verhinderten sie, weiter zu sprechen.

„„Ja, das möge er,“ schluchzte ich, „denn ich habe nun Niemanden mehr zum Freunde als ihn.“

„„Sage das nicht, Susanne, sage das nicht, sagte sie. Ich werde Dir beistehen. Warum solltest Du leiden, die Du unschuldig bist?“

„„Ich bin in meinem Herzen überzeugt, daß ich nicht unschuldiger bin, als mein Bruder, Miß Wentworth,“ sagte ich. „Wenn Sie glauben können, daß Andrew diese schändliche, grausame That verübt habe, so können Sie auch glauben, daß ich darum gewußt habe, denn eins ist so wahrscheinlich als das andere.“

„„Das weiß nur Gott im Himmel,“ sagte sie.

„„Und ich auf Erden!“ antwortete ich, „und obschon ich es vielleicht nicht erlebe — obschon ich vielleicht hinter einem Zaune verhungert bin, ehe diese Zeit kommt, so wird sie doch ganz gewiß kommen. Gott wird uns

rechtfertigen und es wird ein Tag kommen, wo Andrew von aller Schuld reingewaschen wird.“

„„Das wünsche ich selbst, Susanne,“ sagte sie, „um Deinetwillen und um der Ehre der Menschheit willen. Ich möchte gern glauben, es sei Jemand anders gewesen, als Andrew, gegen den mein armer Vater immer so gütig gewesen ist.“

„Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte mich — ein Gedanke, der sich mir immer wieder aufdrängte — den ich nicht verbannen konnte — ein entsetzlicher Gedanke — und als ich in ihr mildes, argloses Antlitz schaute, weinte ich über sie.

„„Indessen,“ sagte sie, „müssen wir die Sache dem Himmel anheimstellen. Wenn Dein Bruder unschuldig ist, so glaube ich eben so wie Du, daß die Wahrheit eines Tages an's Licht kommen und seine Unschuld beweisen wird; aber was soll mittlerweile aus Dir werden, mein armes Mädchen? Ich kann Dich nicht in meinem Dienste behalten und glaube, Du würdest auch selbst nicht darin zu bleiben wünschen.“

„„Ich würde es wünschen und es wäre mir lieber, als sonst etwas, wenn es möglich wäre,“ antwortete ich, „aber ich weiß, daß es nicht möglich ist. Ich weiß, daß, abgesehen von Ihren eigenen Gefühlen, die Welt Sie tadeln würde und daß es aus vielen Gründen nicht sein kann.“

„„Ich weiß kaum, was ich Dir empfehlen soll, zu thun,“ sagte Miß Wentworth, „und ich fürchte, es wird Niemand in der Nachbarschaft von Oakfield Dich in seinen Dienst nehmen wollen. Ich habe mir aber gedacht, wenn Du vielleicht in Mapleton, wo Du bekannt bist und wo Deine Eltern geachtet lebten, ein Zimmer miethetest, so könntest Du Dich vielleicht vor der Hand durch Näharbeiten ernähren, bis die Zeit und Dein eigenes Verhalten das Vorurtheil ein wenig gemildert haben, welches, wie ich fürchte, gegen Dich erregt werden wird. Auf alle Fälle kannst Du Dir diesen Plan überlegen, und um Dich vor unmittelbarem Mangel zu schützen, habe ich Jeremias befohlen, Dir außer Deinem Lohne noch zehn Pfund auszubezahlen, und so lange, als ich höre, daß Du es verdienst, wirst Du mich stets geneigt finden, Dir mit Rath und That beizustehen.“

„Alle Thränen, die ich bis jetzt vergossen, waren nichts gegen die, welche diese Güte mir auspreßte. Ich konnte kaum Worte finden, um Gottes Segen auf sie herabzuflehen und ihn zu bitten, den Tag erscheinen zu lassen, wo sie überzeugt werden würde, daß weder ich noch mein armer Bruder uns jemals der Undankbarkeit gegen sie oder die Ihrigen schuldig gemacht und daß wir unfähig waren, irgend etwas zu thun, was uns ihrer Güte unwürdig gemacht hätte.“

Es ward ausgemacht, daß Susanne den folgenden Morgen nach Oakfield zurückkehren sollte, um ihre Sachen zusammenzupacken, damit sie fort wäre, ehe Miß Wentworth zurückkäme. Eine mit der Familie verwandte ältliche Dame war in aller Eile herbeigekommen, um bei Miß Wentworth zu bleiben, und Susanne sah nur zu deutlich, daß die Fremde sie nicht mit denselben nachsichtigen Augen betrachtete, wie ihre gütige junge Herrin.

„Gütiger Himmel, Fanny," hörte sie sie sagen, als sie die Thür schloß, „wie kannst Du nur daran denken, dieses schreckliche Frauenzimmer in Schutz zu nehmen?"

Und wenn das arme Mädchen an ihr vorüberging, bebte sie vor ihr zurück, als ob sie durch die Berührung ihres Kleides angesteckt zu werden fürchtete.

Der eifrigste Wunsch Susannens, nachdem sie von Miß Wentworth entlassen worden, war, hinüber in das Haus gehen zu können, in welchem der Mord stattgefunden hatte, und sich genau darin umzusehen. Nachdem Mr. Wentworths Leiche jedoch entfernt worden war, was unmittelbar nach dem Todtenschaugericht geschah, ward das Haus zugeschlossen, und als sie Jeremias ihren Wunsch zu erkennen gab, rieth ihr dieser, nichts davon zu sagen, weil er überzeugt sei, daß man auf ihren Wunsch nicht eingehen werde.

Von körperlicher wie geistiger Anstrengung und Kummer und Angst erschöpft, vergaß die arme Susanne ihre Leiden in einigen Stunden erfrischenden Schlafes; aber zeitig am Morgen stand sie auf, um sich auf ihre traurige Wanderung nach Dakfield vorzubereiten.

Als sie sich angekleidet hatte und fand, daß noch Niemand im Hause wach war, öffnete sie das Fenster und setzte sich an demselben nieder, um über ihre Pläne für die Zukunft nachzudenken. Unmittelbar unter dem Fenster befand sich eine Wasserplumpe, an welcher sich mit der ersten Morgendämmerung die Weiber aus dem Dorfe einfanden, um ihren täglichen Bedarf an Wasser zu holen. Alte verschrumpfte Matronen und junge Mädchen und Bursche, welche, ehe sie zur Feldarbeit gingen, ihren Müttern einige gefüllte Eimer Wasser nach Hause trugen, und kleine Kinder, die unter dem Joche, welches sie auf ihren Schultern trugen, einherschwankten — Alle fanden sich um diese Zeit hier ein. Einige füllten rasch und emsig ihre Gefäße und eilten dann wieder fort, während Andere, die weniger in ihrer Zeit beschränkt oder weniger fleißig waren, beisammen stehen blieben, um sich über die Tagesneuigkeiten auszusprechen.

Der Morgen war ziemlich hell und schön; zufällig aber hatte der Regen vom vorigen Tage das Wasser

getrübt, welches, weil es dick und schlammig aussah, zu vielerlei Klagen Anlaß gab.

„Regen oder nicht Regen, das Wasser ist immer nicht recht gut," bemerkte eine Frau von mittlern Jahren. „In Totcombe, wo ich her bin, hatten wir viel besseres als hier."

„Na, na," sagte eine alte Frau, indem sie ihre Eimer niedersetzte und die Hände in die Hüften stemmte; „in Totcombe giebt es auch kein besseres Wasser, als wir hier in Maningtree hatten, als wir es noch holen durften, aber man hat es uns entzogen, und diese Plumpe hier — das gebe ich zu — hat niemals viel getaugt. Als ich noch ein Mädchen war, holte das ganze Dorf sein Wasser aus dem Brunnen, der zu dem alten Hause da drüben gehört, aber es wohnten damals sehr vornehme Leute in diesem Hause mit Wagen und Pferden und Damen in Sammet und Seide und Reifröcken und Gott weiß, was sonst noch, und plötzlich fand man, daß unser Herumtratschen mit unsern Wassereimern eine wahre Plage sei, die man nicht mehr dulden könne. Man entzog uns daher das Recht, welches wir zeither gehabt hatten und gab uns zur Entschädigung hier diese Plumpe, aber das Wasser ist hier niemals so gut gewesen wie da drüben."

„Und was hat es denn genützt!" rief eine Andere; „die guten Leute haben von dieser Zeit an kein

Glück mehr gehabt. Gleich den Sommer darauf fiel der Knabe, der einzige Sohn, den sie hatten, in den Brunnen und ertrank, ehe man ihn vermißte. Als es zu spät war, vernagelte man ihn mit Bretern."

„Ja, ja," sagte das alte Weib, „von dieser Zeit an ging es rückwärts mit ihnen und Viele sagten, es sei eine gerechte Strafe dafür, daß sie uns armen Leuten etwas entzogen, was wir seit undenklichen Zeiten genossen hatten. Zuerst ertrank der Knabe und die Mutter grämte sich darüber zu Tode — dann ging das Eine fort und dann das Andere. Endlich brachte Squire Remorden, dem das Haus damals gehörte, eine schöne ausländische Dame nach Hause. — Manche sagten, sie sei seine Frau, Andere, sie sei es nicht; aber das mußte man ihr lassen, singen konnte sie wie eine Heidelerche. Eines Nachts aber kam ein Wagen mit vier Pferden, welche wie rasend durch die Straße galoppirten, bis er an Remordens Thor hielt und ein schwarzer Mann herausstieg. — Manche sagten, es sei ihr Vater gewesen. Dann hörte man auf einmal Schüsse knallen und gleich darauf kam der schwarze Mann wieder heraus, schleppte die Dame am Arme hinter sich her, schleuderte sie in den Wagen und jagte dann fort, so schnell als er gekommen war. Bald darauf ging Remorden in's Ausland und wir sahen ihn nicht wieder, und es kam nun heraus, daß er mehr ver-

than hatte, als er sollte und sich nicht eher wieder in England sehen lassen konnte, als bis die Sache mit seinen Gläubigern geschlichtet war. Jedoch er starb sehr bald und das Gut ging auf seinen Neffen Georg Remorden über, der ein großer Sausewind war. Ehe noch zwei Jahre um waren, hatte er von dem ganzen Vermögen keinen Heller mehr und das Haus ward zugeschlossen und ist seitdem in Verfall gerathen. Die letzte Geschichte, die jetzt darin passirt ist, wird ihm nun vollends den Garaus machen."

„Und wem gehört es denn jetzt?" fragte eine der Zuhörerinnen.

„Immer noch demselben Squire Georg, wenn er noch lebt," antwortete die Frau, „aber es sind jetzt schon mehrere Jahr her, daß wir ihn nicht hier gesehen haben. Er war ein prächtiger junger Herr, ehe er sich das Spiel angewöhnte und in schlechte Gesellschaft gerieth, und es gab im ganzen Dorfe kein Mädchen, der er nicht den Kopf verdreht hätte. Da war zum Beispiel Judith Lake — die Schwester des Zimmermanns Lake — die aus Liebe zu ihm in's Wasser sprang. Ich weiß die Geschichte noch, als ob sie erst gestern passirt wäre. Wir gingen eben in die Kirche — denn es war Sonntags früh — und ich ging mit Mary Middleton und Bob Middleton und Job Lake, und Mary hatte eine schöne neue Haube mit himmelblauen Bändern

auf, welche Remorden ihr gegeben hatte, und Bob war mürrisch darüber und Job auch, weil er ihr lieber selbst die Cour gemacht hätte, und als wir über die Wiese an den Mühlgraben kamen, rief Mary auf einmal: O seht, was schwimmt denn da in dem Wasser? Ich glaube wirklich, es ist ein Frauenzimmer! Und leider Gottes, als man sie herauszog, sah man, daß es Judith Lake war. Dadurch ließ sich aber Mary nicht abhalten, dieselbe Bahn zu wandeln. Bald darauf war sie aus dem Dorfe verschwunden und Bob sah sie in London, wohin er ging, um sie aufzusuchen, wie eine Fürstin aufgeputzt, mit Remorden in einem Theater sitzen. Bob wartete auf ihn, bis er herauskam, und versetzte ihm einen Hieb über das Gesicht, der ihm die Nase zerschlug und ihn der Länge nach auf das Pflaster hinstreckte; Mary jedoch ließ von dem Squire nicht los, Bob mochte sagen was er wollte, und wir hörten, daß sie zuletzt elendiglich auf der Gasse gestorben ist. Der Squire aber wird den Denkzettel, den ihm Bob gegeben, mit in's Grab nehmen. Mit Einem Worte, die Familie hat kein Glück wieder gehabt, seitdem sie uns das Wasser abschnitt — es ist diesen Menschen aber schon recht, sage ich — der Teufel kann sie alle mit einander holen!“ Und mit diesem christlichen Wunsche ging die ehrenwerthe Versammlung auseinander.

Gleich darauf aber ließ sich ein zweites Gespräch vernehmen, welches von zwei Mädchen geführt ward, die unmittelbar unter dem Fenster an das Haus gelehnt standen.

„Wie viel sollst Du denn davon bekommen?“ fragte die eine.

„Die Mutter sagte, sie wolle mir zehn Schillinge davon geben,“ entgegnete die Andere, „und ich weiß nicht, ob ich mir von dem Gelde ein Kleid oder ein Tuch kaufen soll.“

„Ei wie Du glücklich bist!“ sagte die Erste wieder; „was für ein Herr war es denn?“

„Ich habe ihn nicht gesehen,“ sagte die Andere, „wenigstens weiß ich es nicht gewiß; ich war nicht zu Hause, als er kam; nach der Beschreibung meiner Mutter aber sah ich ihn, als ich neben der Post stand und mit Lucy Walters sprach. Es kam nämlich ein großer starker Herr in einem Kalmuckrock und warf einen Brief in den Briefkasten. Ich glaube, dieser Brief ist an die Dame gewesen.“

„Ich möchte wissen, ob es eine von den Miß Roebucks wäre, wegen deren er gekommen ist!“ sagte die Erste.

„Wahrscheinlich,“ sagte die Zweite, „denn es heißt ja, eine davon habe einen Liebsten, von dem ihr Vater nichts wissen wolle. Als er kam, sagte er zu meiner

Mutter, er wünsche, ohne daß es Jemand sehe, mit seiner Geliebten zu sprechen, wenn sie auf den Ball ginge, und deshalb wünsche er, sein Pferd in unserem Hause einzustellen und möchte nicht gern bis in die Stadt hineinreiten."

„Ich möchte wissen, ob er sie auch gesprochen hat."

„Das weiß ich nicht," sagte die Zweite. „Als er wiederkam, war es mitten in der Nacht und ich lag schon im Bett. Meine Mutter sagte, er habe sein Pferd selbst gesattelt, ihr die Guinee zugeworfen und sei dann fortgeritten, ohne ein Wort zu sprechen. Doch komm mit hinauf an Thomsons Laden, ich habe gestern dort an dem Fenster ein prachtvolles Stück Kleiderzeug liegen sehen, konnte mich aber nicht entschließen, ob ich mir für meine zehn Schillinge ein Kleid von diesem Zeuge oder ein großes Tuch kaufen sollte."

Und die beiden Mädchen gingen fort, um Mr. Thomsons Herrlichkeiten zu beschauen und sich dem Genusse des Schwankens zwischen zwei so wünschenswerthen Gegenständen hinzugeben.

Als Susanne ihr Frühstück genossen hatte, setzte sie sich in einem zufällig leeren Zimmer nieder, um hier zu warten, bis die Postkutsche käme. Da sich dieses Zimmer auf der Vorderseite des Hauses befand, erhielt sie dadurch Gelegenheit, das verhängnißvolle

Haus gegenüber mit mehr Muße zu betrachten, als sie bis jetzt gethan.

Es war ein großes viereckiges Gebäude von altväterischem, steifem, schwerfälligem Aussehen, welches gut zu dem Namen paßte, den es trug; man nannte es nämlich allgemein das alte Herrenhaus. Das Haus und der dazu gehörige Platz war mit einer niedrigen Mauer umgeben und es führte ein gepflasterter Gang vom Thore nach der Hausthür. Susanne bemerkte, daß eine ihrer Absichten, weshalb sie den Platz in Augenschein zu nehmen wünschte, vereitelt worden sein würde. Sie hatte nämlich geglaubt, sie werde durch Untersuchung des Fußbodens unter dem Fenster von Andrews Zimmer irgend eine Entdeckung machen; das Pflaster aber ging in beträchtlicher Breite um das ganze Haus heraus, so daß keine Fußstapfen zurückbleiben konnten. Jenseits des Hauses zeigte sich eine ziemlich ausgedehnte Wüstenei von Garten und Obstgarten, bedeutend vernachlässigt und mit Unkraut, Gesträuchen und Obstbäumen bewachsen, die schon längst keine Früchte mehr trugen.

„Das Haus sieht sehr widerwärtig aus," sagte Susanne zu dem Kammermädchen, welches zufällig in's Zimmer trat, „aber ich wäre doch gern hinübergegangen, wenn man mir es erlaubt hätte."

„Ihr würdet nichts gesehen haben," antwortete

Betty, „was Licht über die Sache verbreitet hätte. Wir haben keinen Winkel ununtersucht gelassen, aber mit Ausnahme der Uhr, der Börse und der Strümpfe des jungen Mannes war gar nichts mehr da.“

„Und seine Stiefel?“ bemerkte Susanne.

„Das ist wahr,“ antwortete Betty, „und wenn er nicht ein Paar Schuhe in der Tasche hatte, so muß er barfuß fortgegangen sein, denn er nahm, so viel ich gesehen habe, gar nichts weiter mit sich, als er zu Bett ging, und ich leuchtete ihm selbst auf sein Zimmer. Das Einzige, was ich gefunden habe,“ fuhr das Kammermädchen fort, „war ein alter Hemdknopf, so wie ihn die Herren an den Aermeln zu tragen pflegen. Er lag auf dem Pflaster unter dem Fenster des Dienerzimmers, kann aber vielleicht schon Wochen lang dort gelegen haben. Hier ist er“ — mit diesen Worten nahm sie ihn aus der Tasche — „wenn Ihr ihn haben wollt, so steht er Euch zu Diensten.“

„Ja, gebt ihn mir,“ sagte Susanne, indem sie den Knopf betrachtete. Es waren deren eigentlich zwei, durch ein kleines Kettchen zusammenhängend und jeder oben mit einer kleinen Platte von buntem Glas versehen; auf dem einen standen die Buchstaben W. G. und auf dem andern J. C. Die ersten waren die Anfangsbuchstaben Mr. Gavestons, und obschon, selbst wenn der Knopf ihm gehörte, die Entdeckung wenig

oder nichts werth war, so wünschte Susanne doch das Knöpfchen zu besitzen und nahm daher Betty's Anerbieten mit Dank an.

Während sie noch sprachen, hörten sie Stimmen und den Schall von Hufschlägen unter den Fenstern, und als sie hinaussahen, bemerkten sie, daß der Hausknecht Mr. Gavestons Stute herausführte, weil er — Mr. Gaveston — im Begriff stand, aufzubrechen, um, wie er erklärt hatte, den Flüchtlingen nachzusetzen.

Es war ein schönes Thier von hellbrauner Farbe und seine Haut glänzte, daß man sich, wie der Hausknecht bemerkte, darin bespiegeln konnte, und er führte es bewundernd auf und ab und klopfte es auf den Hals und streichelte die schlanken Beine und wartete, bis Mr. Gaveston auffitzen würde.

„Ein nettes Thierchen," sagte der Hufschmied, der herbeigerufen worden war, um nach den Eisen zu sehen und jetzt noch mit einigen andern Neugierigen an der Thür stand, um den Fremden fortreiten zu sehen; „aber solche feine Pferdchen taugen nichts auf die Straße — sie werden dadurch caput auf den Knochen."

„Das ist wahr," sagte der Hausknecht; „sie werden dadurch bald ruinirt. Zwei Jahre auf der Straße machen ein solches Pferd schon tüchtig zu Schanden. Die Stute da hat auch einen Knax in die Schulter

gekriegt, seitdem ich sie das letzte Mal gesehen habe. Sie war damals ein wunderschönes Geschöpf."

„Was, sie ist eine alte Bekannte von Euch, Jem?" sagte der Hufschmied, indem er den Umstehenden zublinzelte, denn Jem war bekannt dafür, daß er jedes Pferd, welches er einmal unter den Händen gehabt, sogleich wiedererkannte.

„Ich vergesse niemals ein Pferd," antwortete Jem. „Was ich sage, diese Stute war vor zwei Jahren ein sehr schönes Geschöpf. Sie gewann einen Preis von hundert Guineen gegen einige der besten Pferde beim Wettrennen."

„Und gehörte sie damals auch schon diesem Herrn?" fragte der Hufschmied, indem er mit dem Daumen nach dem Hause zeigte.

„Das kann ich nicht genau sagen," antwortete Jem. „Ich besinne mich, daß am Abend vor dem Rennen zwei oder drei sonderbare Käuze von London kamen und diese Stute da gehörte einem davon. Ich diente damals im Schwarzen Adler, wo sie einkehrten. Es war Einer dabei, welcher Nosey hieß und den ich schon früher in Newmarket gesehen hatte — Himmel Donnerwetter! der verstand es, die Andern auszuschmieren."

In die em Augenblicke trat Mr. Gaveston, von

dem Wirthe begleitet, aus dem Hause, und während sie auf der Schwelle standen, hörte man den Letztern sagen:

„Nein, nein, Sir, verlassen Sie sich darauf, hier in dieser Gegend ist Niemand bei der Sache betheiligt. Ich lebe hier seit vierzig Jahren und kenne Jedermann, vornehm und gering, von Sir Thomas an bis zum schwarzen Cutty, dem armen Blödsinnigen. Dieser Brief kann hier in den Briefkasten geworfen worden sein und da kein Poststempel darauf war, so glaube ich, es ist auch so gewesen. An solchen Ballabenden, wissen Sie, findet hier ein großer Zusammenfluß von Menschen statt, Herrschaften sowohl als Dienstleute, und Niemand kennt den Andern und denkt nicht daran, Fragen zu thun. Verlassen Sie sich darauf, Sir, es ist irgend einer von dieser Londoner Brut gewesen, der sich an den Burschen gemacht und die ganze Sache ausgeheckt hat. Aber es wird schon noch herauskommen, früher oder später. Es wird schon Einer noch beichten — wenn solche Banditen sehen, daß sie dem Galgen einmal nicht entrinnen, so gestehen sie schon, wäre es auch blos, um Andere mit in's Pech zu bringen."

„Ich glaube, Ihr habt nicht ganz Unrecht," sagte Mr. Gaveston, indem er von der Schwelle heruntertrat.

„Eine schöne Stute, Sir," sagte der Gastwirth, indem er sogleich den Sattelgurt untersuchte, um sich zu überzeugen, daß Alles in Ordnung sei; „und, wie

es scheint, sehr flink auf den Beinen. Haben Sie sie schon lange?“

„Fast von dem Augenblicke an, wo sie einen Sattel tragen konnte,“ antwortete Gaveston. „Sie hat in der letzten Zeit derb d'ran gemußt und ist demzufolge etwas mitgenommen — nicht wahr, Beß? Euer Hausknecht hat sie jedoch gut abgewartet, das muß ich sagen,“ setzte er hinzu, indem er einige Silbermünzen aus der Tasche nahm.

„Ich sorge immer dafür, diesen Posten mit einem Manne zu besetzen, der seine Sache gründlich versteht,“ antwortete der Wirth; „der da ist von Newmarket und nimmt es gewiß mit jedem Stallburschen in ganz England auf.“

„Ihr seid von Newmarket?“ sagte Gaveston, indem er den Mann scharf ansah.

„Ja, Sir,“ sagte Jem, „aber ich war seitdem im Schwarzen Adler zu Epsom, und wenn mir recht ist, so habe ich diese Stute schon früher gesehen —“

„Das ist leicht möglich,“ sagte Mr. Gaveston trocken, steckte die Silbermünzen wieder in die Tasche und zog eine Guinee heraus, welche er dem Stallknecht in die Hand drückte. Hierauf bestieg er sein Pferd, wünschte dem Wirthe guten Morgen und ritt davon.

„Hm! hm!“ sagte der Hufschmied, indem er den

Stallknecht von der Seite ansah, „Du bist ein richtiges Newmarket-Kind, Jem.“

„Ich bin da geboren und erzogen,“ sagte Jem mit schlauem Blinzeln, indem er zugleich die Zunge an den Backen stemmte.

Die Neugierigen zerstreuten sich, und da die Kutsche, welche Susannen nach Oakfield bringen sollte, in diesem Augenblicke herankam, so nahm sie von Jeremias, der sie zu besuchen versprach, sobald er zurückkäme, freundlichen Abschied, und mit schwerem Herzen und einem letzten Blicke nach dem alten Herrnhause stieg sie auf das Dach des Wagens und fuhr fort nach Maningtree.

Siebentes Kapitel.

Susanne beschließt, ihr Glück in London zu versuchen.

Susanne hatte einen Geliebten, denn, welches junge Hausmädchen oder andere Mädchen von zwanzig Jahren hätte nicht einen solchen? Sein Name war William Dean, und er war der Sohn des Müllers zu Mapleton — eines Mannes, der für sehr wohlhabend galt. Es wäre dies daher eine bedeutende Partie für die bescheidene, elternlose Susanne gewesen, die bloß ihre beiden Hände und ihren guten Ruf besaß, um ihr Fortkommen zu finden. Jetzt aber war leider der gute Ruf dahin oder wenigstens verdächtig, und es war Grund vorhanden, zu fürchten, daß die beiden Hände, wie emsig und willig sie auch wären, nicht im Stande sein würden, ihr Brot zu verdienen.

Ehe man Oakfield erreichte, kam man durch Mapleton, und als Susanne ihre Augen auf die Mühle warf, konnte sie nicht umhin, mit Besorgniß daran zu denken, wie William Dean sie wohl empfangen würde.

Da ihre Ankunft nicht erwartet ward, und der Wagen in dem Dorfe nicht anhielt, so erkannten sie nur wenige Leute, aber sie glaubte schon in dem Benehmen dieser wenigen einen Unterschied zu bemerken. Sie sahen sie, wie es ihr vorkam, mit mehr Neugier als Freundlichkeit an, und es lag etwas in dem kalten Kopfnicken und dem heimlichen Anstoßen des Nächststehenden, was die Wange der armen Susanne glühen machte und ihr den innigen Wunsch einflößte, daß es einen Platz in der Welt geben möge, wo sie unbekannt, wenn auch mit saurem Schweiße, ihr Brot verdienen und ihr gebeugtes Haupt verbergen könnte, bis der Tod sie von ihren Leiden oder die Rechtfertigung von der Schande erlöste.

Als der Wagen an den Steg kam, welcher quer über die Felder nach Oakfield führte, stieg Susanne ab und ging mit ihrem Bündel in der Hand zu Fuße nach dem Parkthore hin. Sie stand mit allen ihren Dienstgenossen im allerbesten Einvernehmen und dennoch fürchtete sie jetzt, ihnen gegenüber zu treten, und als sie dem Hause näher kam, ward ihr Schritt langsamer und große Thränen rollten über ihre Wangen herab, als

sie an ihre so schnell und furchtbar geänderte Lage dachte.

„Susanne!“ rief eine wohlbekannte Stimme, während sich zugleich eine befreundete Hand auf ihren Arm legte, „Susanne, wie geht Dir's? Laß mich Dein Bündel tragen; ich bin Dir schon von dem Dorfe an nachgelaufen, um Dich einzuholen.“

Es war der treue William Dean.

„O William,“ sagte sie, indem sie ihren Thränen freien Lauf ließ, „ich hätte nicht geglaubt, daß Du mich jemals so wiedersehen würdest.“

„Fasse Muth, Susanne,“ sagte der junge Mann, „Du kannst nicht dafür, was Andere gethan haben.“

„Du glaubst also, Andrew habe die That begangen, William?“ sagte Susanne entrüstet.

„Ich hoffe, daß er unschuldig ist,“ antwortete William; „aber wir hörten, es sei so gut wie erwiesen, und er wäre mit Mabel davon gelaufen.“

„Ich habe kein Recht, es übel zu nehmen, wenn es Jemand glaubt,“ antwortete Susanne; „aber es ist hart, wenn man sich daran gewöhnen soll. Es ist dies eine schwere Prüfung, die ich zu ertragen habe, aber ich muß sie ertragen, bis es Gott gefallen wird, die Wahrheit an's Licht zu bringen. Mittlerweile, William, bin ich Dir für Deine Freundlichkeit dankbar. Ich weiß, daß nur Wenige an Deiner Stelle so gehandelt

haben würden und ich freue mich, daß Du es gethan hast, weil es mir Gelegenheit giebt, etwas zu sagen, was ich mir vorgenommen hatte, Dir zu sagen, sobald wir uns träfen — das heißt, wenn ich Gelegenheit dazu sähe — denn ich dachte, Du würdest vielleicht nicht mit mir sprechen wollen.“

„Das war ein sehr liebloser Gedanke, Susanne,“ sagte der junge Mann.

„Die Welt ist einmal so, William,“ antwortete Susanne; „obschon wir aber nicht mehr mit einander umgehen dürfen, so werde ich doch stets mit Vergnügen daran denken, daß Du mich in meinem Elende nicht verlassen hast.“

„Ich habe nicht die Absicht, Dich zu verlassen, Susanne,“ antwortete William; „ich weiß nicht, ob Andrew schuldig ist oder nicht — aber wie ich schon vorhin sagte, es ist kein Grund vorhanden, daß Du um anderer Leute willen leidest.“

„Aber ich muß darunter leiden, William,“ antwortete Susanne; „wenn ein Mitglied einer armen Familie etwas Böses thut, so nimmt es zugleich auch den andern das Brot aus dem Munde.“

„Um desto mehr brauchst Du dann den Beistand von Freunden,“ antwortete William.

„Wohl bedarf ich ihn,“ antwortete Susanne, „aber davon ist jetzt nicht die Rede. Was ich sagen wollte —

und es ist gerade jetzt die beste Zeit, es zu sagen — ist, daß wir nicht länger mehr mit einander umgehen dürfen. Ich will keinen ehrlichen Mann in Schande bringen, und wenn ich nicht den Tag erlebe, wo ich wieder der ganzen Menschheit frei in's Antlitz sehen kann, so will ich als Susanne Hopley leben und sterben."

William stellte alle mögliche Gründe auf, um diesen Entschluß zu erschüttern, aber Susanne fühlte, daß sie Recht hatte und blieb unerbittlich. Es war ohne Zweifel eine schwere Prüfung für sie, ihren Geliebten aufzugeben und der Unterstützung und dem Schutze zu entsagen, dessen sie so sehr bedurfte; der Schmerz war aber weniger empfindlich, als er gewesen sein würde, wenn ihr Geliebter sie verlassen hätte, und sie ward durch das Bewußtsein aufrecht erhalten, daß sie ihm dadurch den besten Beweis ihrer Liebe gab.

„Er denkt sich vielleicht jetzt stark genug, um der Welt um meinetwillen zu trotzen," sagte sie bei sich selbst, „aber in spätern Jahren möchte er wohl um meinetwillen viele Kränkungen zu ertragen haben, er würde seine Großmuth bereuen und mir Vorwürfe machen, daß ich dieselbe benutzt."

Susanne blieb bloß eine Nacht in Oakfield, und am folgenden Tage zog sie nach Mapleton, wo sie ein Zimmer miethete und mehrern Bekannten sagte, daß sie Aufträge zu Näharbeiten anzunehmen wünsche.

Einige mitleidige Leute schickten ihr etwas zu thun, aber sie bemerkte bald, daß sie wegen der geringen Zahl der Einwohnerschaft einerseits und des Vorurtheils gegen sie andrerseits bald genöthigt sein würde, anderwärts ein Unterkommen zu suchen. Mittlerweile zehrte sie neben ihrem dürftigen Verdienste von der kleinen Summe, welche sie Miß Wentworth's Freigebigkeit verdankte, und kämpfte gegen ihre Bedrängnisse so gut an, als sie konnte.

Eines Tages, ungefähr vierzehn Tage, nachdem sie sich in ihrer Wohnung eingerichtet, hörte sie einen schweren Fußtritt die schmale Treppe heraufkommen und gleich darauf riß Mr. Jeremias die Stubenthür auf. Es war sein zweiter Besuch, denn er hatte sie schon einmal den Tag nach seiner Rückkehr von Maningtree besucht und sie sah ihm am Gesicht und an seinem ganzen Wesen an, daß er nichts Gutes zu berichten hatte.

„Was giebt es, Sir?“ sagte sie, „denn ich sehe Ihnen am Gesichte an, daß etwas Schlimmes vorgegangen ist.“

Jeremias warf sich bloß in einen Stuhl, legte seine Hände auf die Kniee, blies die Backen auf und nachdem er geschnaubt wie ein Wallfisch, kniff er die Lippen zusammen, als ob er entschlossen sei, daß das Geheimniß ihm nicht entschlüpfen solle. Susanne, die

ihn schon kannte, sah ihn schweigend an und wartete, bis er selbst anfangen würde, zu sprechen.

„Kein Testament,“ sagte er nach einer längern Pause und indem er mehr mit sich selbst, als mit Susannen zu sprechen schien — „kein Testament! Das mögen sie Einem weiß machen, der es nicht besser versteht, aber John Jeremias glaubt es nicht.“

„Was, Sir,“ sagte Susanne, „der Herr hätte kein Testament hinterlassen?“

„So sagt man,“ fuhr Jeremias fort, „aber ich will darauf schwören, daß ein Testament gemacht ward und daß ich dabei war, als es unterschrieben ward, und nicht bloß eins, sondern zwei. Ueberdies weiß ich ganz gewiß, daß der Herr eins mitnahm, als er fortreis'te, und das andere in Oakfield zurückließ, denn ich war den letzten Morgen selbst in seinem Ankleidezimmer, wo er eins davon aus dem Pulte nahm, in welchem sie beide lagen, und es in die Mappe steckte, die ich gleich darauf in den Wagen hinunter trug.“

„Wer das Geld aus der Mappe genommen hat, hat natürlich auch das Testament mit herausgenommen,“ sagte Susanne.

„Das ist keinem Zweifel unterworfen,“ antwortete Jeremias, „obschon sich nicht einsehen läßt, was die Diebe damit hätten machen können — aber wo ist das andere, Susanne? Das ist die Frage. Der Herr

hatte seine Schlüssel bei sich, und nachdem Miß Wentworth wieder zurück war, hat kein Mensch das Pult geöffnet, bis Mr. Rice und Mr. Franklyn, welche zu Testamentsvollstreckern ernannt waren, das Testament zu suchen kamen.“

Wieder dachte Susanne an ihren Traum; da sie aber früher niemals etwas davon erwähnt hatte, so sah sie ein, daß es vergebens sein würde, es jetzt zu thun, und sie vielleicht dem Verdacht aussetzen könnte, sich etwas ausgesonnen zu haben, um den Verdacht von ihrer Familie auf Andere zu leiten.

„Da sie es nicht finden können,“ fuhr Jeremias fort, „so sagt man, er müsse beide mit sich genommen haben, aber ich weiß es besser.“

„Aber im Grunde genommen, hat dies wohl nicht viel zu bedeuten, nicht wahr?“ sagte Susanne. „Das ganze Vermögen fällt doch so wie so Miß Wentworth zu, und sie wird schon für Master Harry sorgen.“

„Miß Wentworth wird erst in zwei Jahren mündig,“ antwortete Jeremias, „und wenn sie diesen Schlaraffen heirathet, ehe sie ihre eigene Herrin ist — o weh!“

Die Hochzeit ward jedoch noch ein Jahr aufgeschoben und es blieb nun weiter keine Hoffnung übrig, als daß in der Zwischenzeit das verlorne Document aufgefunden werden möchte.

Es war am Tage vor Weihnachten, als Susannens Thür wieder auf einmal aufgerissen ward und einen Augenblick darauf umschlangen Leeson's Arme ihren Hals.

„O Susanne!“ rief er in Thränen ausbrechend, „sage mir die Wahrheit wegen Andrew. Ich will es nicht glauben — ich kann es nicht glauben — Andrew, der immer so gut war — der in's Wasser sprang, um mir das Leben zu retten — und der so freundlich gegen den armen Rover war, als derselbe das Bein brach — mir soll es Niemand einreden — aber sage mir, Susanne, wo ist er?“

„Im Himmel, mein guter junger Herr, glaube ich,“ antwortete Susanne; „denn ich bin überzeugt, daß Andrew niemals etwas gethan hat, weßwegen er sein Antlitz zu verbergen brauchte, und wenn er noch lebte, so wäre er schon längst zum Vorschein gekommen, um seine Unschuld zu beweisen.“

„Aber vielleicht,“ sagte Harry, „haben ihn gottlose Menschen festgenommen und in ein Gefängniß gesperrt. Ich habe schon von solchen Dingen gelesen.“

„Daran habe ich auch schon gedacht,“ antwortete Susanne, „aber wie ich gehört habe, könnte dies in unserm Lande wenigstens nicht so leicht vorkommen.“

„Aber wenn er todt ist, was hat dann seinen Tod verursacht?“ sagte Harry. „Hat ihn Jemand ermordet?

Aber weßhalb hätte man den armen Andrew ermordet? Der hatte doch nicht viel Geld, nicht wahr nicht?“

„Nein, liebes Kind,“ sagte Susanne, „wenn man den armen Andrew ermordet hat, so ist es nicht um des Geldes willen geschehen.“

„Aber warum denn?“ fragte Harry.

„Ja, das ist schwer zu sagen,“ antwortete Susanne. „Vielleicht hatte er die Absichten der Bösewichter errathen, oder er fand seinen Tod, indem er seinen Herrn vertheidigte.“

„So ist es!“ rief Harry. „Ich wollte darauf wetten, daß es so ist! Aber, Susanne, wo glaubst Du, daß man ihn versteckt hat, nachdem man ihn ermordete?“

„Ja, das ist es eben, lieber junger Herr,“ sagte Susanne. „Man hat einmal erklärt, er sei ein Dieb und ein Mörder, und es ist eine Belohnung auf seine Festnehmung gesetzt; wäre dagegen diese Belohnung auf die Auffindung seiner Leiche gesetzt worden, so würde sich das Geheimniß vielleicht aufklären. Das ist aber das Unglück, wenn man arm ist, Harry. Wenn wir reiche, vornehme Leute wären, anstatt armer Dienstboten, so würde man sich nicht beeilt haben, ihn zu verdammen, und wenn ich vollauf Geld hätte, so wollte ich schon die Wahrheit ergründen.“

„Wenn ich ein Mann bin,“ sagte Harry mit

glühenden Wangen und funkelnden Augen, „so werde ich die Wahrheit an den Tag bringen. Fanny sagt, ich könne Alles werden, was ich wolle, und ich will ein Advocat werden oder ein Doctor, und wenn ich reich bin, so werde ich in die Zeitung setzen lassen, daß ich hundert Pfund Dem gebe, der mir sagt, was eigentlich mit Andrew Hopley vorgegangen ist.“

„Obschon ich wenig Hoffnung hatte,“ pflegte Susanne zu sagen, „daß der gute Knabe jemals im Stande sein werde, zu thun, was er versprach, oder daß, wenn er es auch thäte, die Wahrheit auf diesem Wege an den Tag kommen würde, so war es doch für mich ein wahrer Trost, ihn auf diese Weise sprechen zu hören und ich vergoß Freudenthränen, als ich das Vertrauen sah, mit welchem sein unschuldiges Gemüth Andrew's Unschuld vertheidigte, denn ich war überzeugt, wenn mein armer Bruder im Himmel wäre und wüßte, was auf Erden vorging, daß die Worte des Kindes, welches er so innig geliebt, zu ihm emporsteigen würden, süßer als der Geruch von Weihrauch und Myrrhen, der von den Altären des Alterthums zu den Wolken empordampfte.“

Ungefähr vierzehn Tage später trat Harry, welcher, seitdem er zur Ferienzeit nach Hause gekommen war, selten zwei Tage hatte vergehen lassen, ohne Susannen einen Besuch abzustatten, bei ihr abermals mit einem

Gesichte ein, welches deutlich verrieth, daß ihm etwas begegnet war, worüber er sich ärgerte. Seine Wangen waren dunkelroth, schwere Thränen hingen noch an seinen langen, dunklen Wimpern und seine schönen weißen Zähne kniffen die kleine rothe Unterlippe.

„O Susanne,“ rief er, indem er sich in einen Stuhl warf, „ich wollte, ich wäre ein Mann.“

„Warum das?“ sagte Susanne. „Warum wollen Sie die Zeit hinweg wünschen? Wir wissen wohl, was da ist, aber nicht, was kommen wird.“

„O ja, ich weiß es,“ sagte er, „nämlich, daß ich mich an Mr. Gaveston rächen werde!“

„Still, still, Harry!“ antwortete Susanne. „Die Rache müssen wir Gott anheim stellen. Ist denn Mr. Gaveston wieder in Oakfield?“

„Ja,“ sagte er; „vorgestern kam er, und ich werde nun sehr froh sein, wenn die Ferien vorbei sind, und ich wieder nach meiner Schule zurückkehren kann. Ich hasse ihn!“

„Aber was hat er denn gethan?“ fragte Susanne. „Sie haßten ihn doch sonst nicht, wie?“

„Nein,“ antwortete Harry, „aber er hat sich auch sonst noch nicht so gegen mich benommen. Als mein Onkel noch lebte, hätte er es nicht wagen dürfen, mich so zu behandeln, oder etwas gegen Andrew zu sagen.“

„Und was sagt er denn gegen Andrew?“ fragt Susanne.

„Nun, als ich ihm sagte, daß ich Dich manchmal besuchte, sagte er: „Auf mein Wort, junger Herr, Sie verrathen einen sehr zarten Geschmack in der Wahl Ihrer Gesellschaft und einen hohen Grad von Dankbarkeit gegen Ihre Wohlthäter. Wirklich, Sie sind ein sehr hoffnungsvoller Jüngling!“ — Und dies sagte er in einem hämischen, verächtlichen Tone, der noch viel schlimmer war, als die Worte selbst, und ich würde ihn zu Boden geschlagen haben, wenn ich die Kräfte dazu gehabt hätte.“

„Und was antworteten Sie darauf?“ fragte Susanne.

„Ich sagte,“ entgegnete Harry, „ich liebte meinen Onkel, und auch Fanny noch eben so sehr als sonst und vielleicht noch mehr, aber ich könne nicht vergessen, daß Andrew mir das Leben mit Gefahr seines eigenen gerettet, während andere Leute mich hilflos im Wasser liegen ließen, und eben so wenig könne ich vergessen, daß Du und Frau Dobbs meine arme Mutter während ihrer langen Krankheit hast pflegen helfen und deshalb würde ich Dich besuchen, so oft ich Lust hätte.“

„Und was sagte er denn darauf?“

„Er sagte in demselben hämischen, verächtlichen Tone: „O bitte, thun Sie das ja, junger Herr, es

sollte mir leid thun, Ihren Neigungen in den Weg zu treten. Aber ich werde Sorge tragen, daß Sie, wenn Sie einmal Ihren Umgang mit solchen verdächtigen Menschen fortsetzen wollen, Ihre Besuche bei denselben anderwärts abstatten und nicht so in der Nähe. Eine niedliche Gesellschaft für einen jungen Menschen, wie Sie, der von der Mildthätigkeit Anderer lebt! Vielleicht," fuhr er fort, „können Sie uns sagen, wenn Sie Lust haben, wo jener Bösewicht sich vor dem Galgen versteckt hält — denn natürlich sind Sie in das Geheimniß eingeweiht." — „Ja," sagte ich, „ich glaube, ich weiß, wo Andrew ist, nämlich im Himmel, wo heimtückische Menschen ihm nichts mehr anhaben können — aber wenn ich einmal ein Mann sein werde und selbst Vermögen besitze, Mr. Gaveston, so werde ich den letzten Heller daran setzen, um die Wahrheit an den Tag zu bringen und Andrew und Susannen Gerechtigkeit zu verschaffen, und ich werde in den Zeitungen eine große Belohnung Dem versprechen, der mir sagt, was aus ihm geworden ist." — O Susanne, wenn Du sein Gesicht gesehen hättest, als ich dies sagte. Er ward vor Wuth so weiß wie die Leinwand, die Du da nähest, und ich glaube, wenn er es gewagt hätte er hätte mich umgebracht. Er hob seine Hand auf, um mich zu schlagen; aber obschon ich nur ein Knabe bin, so wich ich doch nicht vor ihm zurück und würde ihm,

so lange ich es vermocht, Schlag um Schlag zurückgegeben haben. Plötzlich aber schien er sich zu fassen. Ich glaube, er bedachte, was Fanny dazu sagen würde, wenn er mich so behandelte und sie es erführe, und er sagte in hämischem Tone: „Sie sind wirklich ein sehr netter junger Mann! Es ist schade, daß Ihre Mutter nicht mehr solcher Kinder zur Welt gebracht hat. Gehen Sie Ihrer Wege — gehen Sie zum Teufel, wenn Sie Lust haben und je eher desto besser!“ und dann wendete er sich hinweg. Eins aber freut mich, Susanne — obschon ich anfing zu weinen, sobald er fort war, so bezwang ich doch meine Thränen, so lange er mit mir sprach. Nicht um hundert Pfund hätte ich ihn mich weinen sehen mögen.“

Diese Unterredung beunruhigte Susannen nicht wenig, denn sie sah darin die Bestätigung dessen, was sie längst gefürchtet, nämlich daß Gaveston, sobald er die Macht dazu hätte, als Harry's Feind auftreten würde.

Sie sagte daher ihrem jungen Freunde, daß, obschon seine Besuche der einzige wirkliche Trost seien, den sie seit ihrem Unglücke gekannt, sie sich dieselben doch für die Zukunft verbitten müsse.

„Bedenken Sie wohl, lieber Harry,“ sagte sie, „Sie haben bloß Miß Wentworth, welche für Ihre Erziehung und alles Uebrige sorgt, und obschon sie selbst

vielleicht nichts gegen diese Besuche hat, so besitzen doch Ehemänner und Liebhaber eine große Macht über die Frauen und können dieselben nicht bloß nöthigen, zu thun, was sie von ihnen verlangen, sondern zwingen sie auch oft, mit ihren Augen zu sehen und mit ihren Ohren zu hören, und wenn Sie Mr. Gaveston beleidigen, so kann man nicht wissen, was geschieht. Er kann vielerlei thun, was Sie eben so wenig voraussehen können, als ich. Uebrigens, wenn Sie groß sind, Harry, und Ihr eigener Herr, dann steht die Sache anders; dann können wir uns vielleicht wiedersehen."

„Und dann," sagte er, während sein Antlitz von der warmen Hoffnung eines jungen Herzens strahlte, welches an keine Täuschung glauben konnte, „und dann, Susanne, wenn ich selbst ein Haus habe, mußt Du zu mir kommen und bei mir wohnen und meine Haushälterin sein. Wird das nicht ganz hübsch werden? Mit dem letzten Tage der Ferien gehe ich wieder zur Schule und werde recht fleißig sein, damit ich bald im Stande bin, einen Broterwerb zu haben und für mich allein zu wirthschaften."

Und nun entwarf er eine Menge Pläne zu ihrer künftigen kleinen Haushaltung und machte unter Anderm den Vorschlag, daß Susanne sein Schatzmeister werden solle.

„Denn," sagte er, „ich bin ein sehr schlechter Wirth,

ich werfe immer Geld weg für Dinge, die nichts nützen und dann ärgere ich mich darüber. Ach, apropos, ich wünschte, Du thätest mir den Gefallen, gleich diese halbe Krone anzunehmen, welche Mr. Gaveston mir neulich gab. Ich brauche sie nicht, und wenn ich sie auch brauchte, so mag ich doch nichts von ihm geschenkt haben."

Und mit diesen Worten legte er die halbe Krone auf den Tisch.

„Behalten Sie doch das Geld," sagte Susanne, „auf der Schule werden Sie es brauchen können und ich versichere Ihnen, daß es mir jetzt an nichts fehlt. Wäre dies der Fall, so würde ich keine Umstände machen, sondern das Geld nehmen, denn ich weiß, daß Sie mir es gern geben."

Indem sie aber das Geldstück Harry wieder hinschob, bemerkte sie etwas darauf, was sie bewog, es genauer anzusehen.

Ueber dem königlichen Bildnisse war folgende Inschrift eingegraben: „6. Juni 1765." Diese Buchstaben und Zahlen schienen mit einem Messer eingekritzelt zu sein und Susanne war vollkommen überzeugt, daß sie diese halbe Krone schon gesehen und zwar unter Umständen, welche sie bewogen, sofort ihren Sinn zu ändern und Harry's Geschenk anzunehmen.

Am Tage zuvor nämlich, ehe Mr. Wentworth

seine letzte verhängnißvolle Reise antrat, befand sich Susanne zufällig in seinem Ankleidezimmer, während er einige Papiere in die Mappe steckte, die er mitnahm. Er hatte dieselbe des größten Theils ihres Inhaltes entledigt und denselben auf den Tisch neben ihm gelegt, als er, indem er sich umdrehte, an den ziemlich kleinen Tisch stieß, so daß die ganzen Sachen herunterfielen. Susanne half sie ihm wieder aufheben, und als sie damit fertig war, fragte er, ob dies Alles wäre.

„Ja, Sir," antwortete sie, „wenigstens ist es Alles, was ich sehe; aber es war mir, als hörte ich etwas fortrollen, was wie Geld klang."

„Nein," antwortete Mr. Wentworth, „suche nur nicht weiter — Geld war nicht dabei."

„Doch, Sir," sagte Susanne, „da liegt es unter der Commode. Es ist eine halbe Krone."

„Nun, so behalte sie für Deine Mühe," sagte er. Mit diesen Worten schloß er seine Briefmappe zu und verließ das Zimmer.

Während aber Susanne die Münze noch betrachtete, kam er wieder zurück.

„Zeig' mir doch einmal diese halbe Krone," sagte er. „Steht etwas darauf? Ach," fuhr er mit einem Seufzer fort, während er sie betrachtete, „die darf ich nicht verschenken. Hier hast Du dafür eine andere, Susanne."

Und mit diesen Worten wickelte er die, welche sie gefunden, in ein Stückchen weißes Papier und schob sie wieder in eine Ecke seiner Briefmappe.

Nun war Susanne vollkommen überzeugt, daß dies dieselbe halbe Krone sei; aber wie dieselbe in Mr. Gaveston's Besitz gekommen sei, konnte sie sich nicht denken. Daß Mr. Wentworth nicht die Absicht hatte, sich davon zu trennen, war klar, und nach der Art und Weise, auf welche er sie verwahrt, ließ sich auch nicht annehmen, daß er sie aus Versehen verschenkt habe. Es schien fast gewiß zu sein, daß sie zur Zeit des Mordes aus der Mappe verschwunden war; unerklärlich aber war es, nicht bloß, daß Gaveston sie besaß und so lange behalten, sondern noch mehr, daß er, wenn er wußte, woher sie kam, sie Harry gegeben hatte.

Susanne war jedoch entschlossen, nichts zu versäumen, was das kleinste Licht über das Geheimniß verbreiten konnte, das sie so sehr erhellt zu sehen wünschte. Sie willigte daher ein, die halbe Krone zu behalten, und nachdem sie Harry auf die Inschrift aufmerksam gemacht, wickelte sie die Münze in Papier und legte sie in dieselbe kleine Schachtel, in welcher die Hemdknöpfe lagen.

Lange ging sie mit sich zu Rathe, ob sie Jemandem etwas davon sagen solle; die Furcht aber, daß man ihr einerseits nicht glauben möchte und andrerseits, daß Gaveston dann vielleicht einen noch größeren Groll auf

Harry werfen würde, bestimmte sie, vor der Hand zu schweigen. Auch konnte sie, obschon sie nach vorausgegangenen Schlüssen diesem Umstande große Bedeutung beilegte, in der That nicht erwarten, daß derselbe in den Augen anderer Leute eben so gewichtig erscheinen werde. Gaveston hätte natürlich jede Bekanntschaft der frühern Geschichte der halben Krone in Abrede gestellt, und der Umstand, daß er sie dem Knaben geschenkt, wäre eine Bestätigung der Wahrheit seines Vorgebens gewesen.

Die Unannehmlichkeiten, die, wie sie fand, für Harry erwachsen konnten, wenn sie noch länger in der Nähe von Oakfield weilte, beschleunigten einen Entschluß, mit dem sie schon seit einiger Zeit umgegangen war. Sie hatte sich nämlich vorgenommen, ihr Glück in London zu versuchen, wo sie, da dort ihre unglückliche Geschichte weniger bekannt war, ein Unterkommen zu finden hoffte.

In dieser Absicht schrieb sie an ihre Freundin Frau Dobbs, indem sie ihr ihre Beweggründe auseinandersetzte und sie um ihren Rath bat, und Frau Dobbs, deren freundliche Gesinnung gegen sie durch ihr Unglück keineswegs vermindert worden war, rieth ihr, ohne Verzug zu kommen, indem sie ihr versicherte, daß die Londonerinnen als Dienstboten nicht so gesucht seien, wie Mädchen

aus der Provinz, weßhalb sie nicht daran zweifle, ihr ein passendes Unterkommen verschaffen zu können.

Susanne freute sich natürlich über diese Ermuthigung, einen Platz zu verlassen, wo man sie mit mißtrauischen Augen ansah, und an welchen sie kein Band fesselte, als der kleine Harry. Sie verlor daher keinen Augenblick, sich zur Abreise zu rüsten, und nachdem sie ihren lieben jungen Herrn unter vielen Thränen umarmt und von Jeremias freundlichen Abschied genommen, bestieg sie die Postkutsche, welche durch Mapleton kam und sagte ihrem Geburtsorte und dem Schauplatze ihrer Kindheit Lebewohl.

Achtes Kapitel.

Susannens Ankunft in London. — Sie findet einen Freund in der Noth.

Da Susanne hörte, daß der Wagen erst Abends zwischen zehn und eilf Uhr in London eintreffen würde, so beschloß sie, ihre Freundin erst den folgenden Tag aufzusuchen. Sie ersuchte daher den Kutscher, sie in möglichster Nähe von Parliamentstreet an einem Gasthofe abzusetzen, wo sie übernachten könne.

Diesem Wunsche zufolge hielt der Kutscher, als sie Charing Croß erreichten, plötzlich an und rief:

„Na, Frauenzimmerchen, hier könnt Ihr absteigen! — Macht aber ein Bischen rasch! Hilf ihr doch einmal herunter, Jack! Der Koffer ist hinten im Kasten — so, das ist er!“

Einen Augenblick darauf sah sich Susanne in der Mitte des Platzes stehen und ihr Gepäck neben ihr.

„Wo ist denn der Gasthof?“ fragte sie.

„Vergeßt nicht ein kleines Trinkgeld für den Kutscher,“ sagte der Mann.

In ihrer Verwirrung fuhr Susanne mit der Hand in die Tasche, obschon sie wußte, daß sie nichts darin hatte, denn sie hatte blos so viel Geld außen behalten, als sie unterwegs zu brauchen erwartete — das übrige hatte sie der Sicherheit wegen in ihren Koffer gepackt, und da die Ausgaben größer gewesen waren, als sie berechnet, so hatte sie auch nicht einen einzigen Sixpence mehr übrig.

„Wenn Ihr mir den Gasthof zeigen und warten wollt, bis ich meinen Koffer aufgeschlossen habe,“ fing sie an zu dem Manne zu sagen; ohne aber das Ende ihrer Worte abzuwarten, sprang er mit dem Ausrufe: „Der Teufel hole solche Passagiere!“ wieder auf seinen Bock hinauf, knallte mit der Peitsche, und der Wagen war verschwunden, ehe Susanne sich noch von ihrer Bestürzung erholt hatte.

„Und so stand ich da,“ pflegte sie zu sagen, „in der Mitte des Platzes, dicht an der Reiterstatue des Königs, mit meinem Gepäcke neben mir, ohne zu wissen, wohin ich gehen oder was ich sonst vornehmen sollte.“ —

Wagen und Kaleschen schwirrten an ihr vorüber, aber keiner hielt an, um sie zu fragen, weshalb sie da-

stehe, und auch eine Menge Fußgänger passirten hin und her, welche sie hätte nach dem Wege fragen können; aber sie hatte so viel von den Gefahren und Gaunereien Londons gehört, daß sie ihre Augen nicht von ihren Koffern wegzuwenden wagte, damit dieselben nicht etwa für immer aus ihrem Gesichte verschwinden möchten. Gerade jedoch, als sie sich anschickte, es auf diese Gefahr ankommen zu lassen und sich bis an das Trottoir zu wagen, anstatt die ganze Nacht auf dieser Stelle stehen zu bleiben, kam ein Mann, der sie schon einige Zeit aus der Ferne beobachtet, über den Platz herüber und fragte, ob sie auf einen Wagen warte.

„Nein, Sir,“ entgegnete Susanne, „ich bin so eben erst abgestiegen, aber ich bin in London nicht bekannt und weiß nicht, wo der Gasthof ist.“

„O,“ sagte er, „wenn es weiter nichts ist, den kann ich Euch zeigen. — Ist das da Euer Gepäck?“

„Ja,“ antwortete Susanne, „aber ich möchte Jemanden haben, der es mir trägt.“

„Ich will es tragen,“ sagte er. „Der Gasthof ist nicht zwei Minuten von hier — helft mir den Koffer auf die Achsel nehmen — so — nun gebt mir die Schachtel.“

„Damit will ich Euch nicht belästigen,“ sagte Susanne, dankbar für diese unerwartete Hülfe; „die Schachtel kann ich selbst tragen.“

„Nein, nein,“ sagte er, „gebt mir sie nur; Ihr kennt London nicht. Es würde sie Euch Jemand aus der Hand reißen, ehe Ihr noch über die Straße hinüber wäret.“

Mit diesen Worten trabte er mit dem Koffer und der Schachtel voran und Susanne hinter ihm her, so schnell als sie gehen konnte. Aber trotz aller Anstrengung fand sie es unmöglich, gleichen Schritt mit ihm zu halten. So lange er sich längs des Strandes hielt, wo der Weg geradeaus ging und die Laternen ziemlich zahlreich waren, behielt sie ihn mit Mühe und Noth im Auge; als er aber in der Nähe von Drurylane kam und links in eine Straße einbog, die etwas bergauf ging und schlechter erleuchtet war, gewann er einen zu großen Vorsprung und sie verlor ihn bald aus den Augen. —

Die arme Susanne rief: „Halt, halt!“ und lief, so schnell sie konnte; aber es fiel ihm nicht ein, stehen zu bleiben und nachdem sie mehrmals beinahe über den Haufen gestoßen worden und von Leuten, gegen die sie in ihrer Angst und Verwirrung anrannte, wiederholt Püffe und Schläge erhalten hatte, gab sie, außer Athem, erschreckt und erschöpft, die Verfolgung auf, setzte sich auf eine Thürstufe und brach in heiße Thränen aus. Es waren bittere Thränen, denn es war ein trauriger Anfang — ihr ganzer kleiner Geldvorrath war fort,

wovon sollte sie leben, bis sie ein Unterkommen fand! Und wenn sie eins gefunden hatte, wie konnte sie in einen Dienst treten, wenn sie von Kleidern und Wäsche weiter nichts besaß, als was sie auf dem Leibe trug?

Es ist eine schon längst anerkannte Thatsache, daß keine Einsamkeit schlimmer sein kann, als die Einsamkeit einer großen Stadt, und Susanne fühlte das auch, als ein Passant nach dem andern an ihr vorüber seinem Vergnügen oder seinen Geschäften nacheilte oder seiner traulichen sicheren Wohnung zuschritt, ohne auf die arme obdachlose Fremde zu achten, deren Schluchzen an sein Ohr schlug. Einige wendeten wohl den Kopf herum, um sie anzusehen, aber keiner blieb stehen oder redete sie an, denn hier, wo Laster und Verworfenheit nächtlich umherwandeln oder in unheimlichen Schlupfwinkeln ihre Orgien feiern, ist der Anblick weiblichen Jammers zu häufig, als daß er Neugier oder Mitleid erregen könnte.

Endlich ward sie durch Kälte und Nässe — denn es hatte angefangen, ziemlich heftig zu regnen — gezwungen, aufzustehen und weiter zu gehen, und indem sie ihre verzweifelte Lage überdachte — ohne einen Pfennig in der Tasche, womit sie sich ein Nachtlager hätte verschaffen können — dachte sie, so abgeneigt sie auch war, die Familie zu stören, sie werde am besten

thun, wenn sie, so spät es auch schon war, einen Versuch machte, Frau Dobbs auffindig zu machen. Die Schwierigkeit aber war, den Weg zu finden. Einige, an die sie eine Frage zu richten wagte, antworteten ihr durch Schimpfreden; ein Mann schlang seinen Arm um sie und sagte, er werde mit ihr gehen, wohin sie wolle, und es kostete ihr viel Mühe, ihn wieder los zu werden; ein Anderer sagte, wenn sie ihn nicht ungeschoren ließe, so würde er die Wache rufen. Was die Frauenzimmer betraf, die sie anredete, so machten es diese noch schlimmer, und eine, die sie, weil sie sehr geputzt war, für eine vornehme Dame hielt, stieß einen tüchtigen Fluch aus und sagte, sie solle sich zum Teufel packen. —

Nachdem sie auf diese Weise eine Zeit lang Spießruthen gelaufen, ohne deßhalb ihrem Ziele nur im Mindesten näher zu kommen, gab Susanne die Sache auf, und sich in das, wie ihr schien, Unvermeidliche fügend, setzte sie sich, müde und matt, wieder auf eine Thürschwelle, raffte ihren Mantel dicht um sich und beschloß hier zu warten, bis es Tag würde.

So hatte sie einige Zeit gesessen und sich fast in den Schlaf geweint, als sie durch das Oeffnen der Thür hinter ihr aufgeweckt ward, und als sie sich umblickte, sah sie eine Dame heraustreten, welche jedoch auf der Schwelle stehen blieb, um mit einer Person zu

sprechen, welche mit einem Lichte in der Hand in der Hausflur zu stehen schien.

„Machen Sie sich nur bei Zeiten fertig,“ sagte die Dame. „Vergessen Sie nicht, daß der Wagen um sechs Uhr abgeht.“

„O, fürchten Sie nichts,“ antwortete eine Stimme, welche Susannen bekannt vorkam. „Ich freue mich zu sehr, hier wegzukommen, als daß ich nur eine Stunde länger hier bleiben möchte, als ich durchaus muß.“

„Nun, so leben Sie wohl,“ sagte die Dame. „Ich hoffe, Sie werden eine angenehme Reise haben und sich in Ihrer Erwartung nicht täuschen.“

„Leben Sie wohl,“ antwortete die Stimme von innen. „Ich wollte, Sie reiseten mit mir.“

„Ja, das wünschte ich auch!“ sagte die andere. „Doch bald hätte ich vergessen zu sagen, daß Sie nicht unterlassen dürfen, in dem Schleier zu reisen, den Mr. Godfrey Ihnen geschickt hat.“

„Ja, das sagte er mir,“ antwortete die Stimme. Noch einmal hieß es: „Leben Sie wohl!“ man drückte sich die Hand, dann ward die Thür geschlossen und die Dame that einen Schritt vorwärts.

Sie trug ein seidenes Kleid, einen rothen Shawl und einen Strohhut, und bei dem Scheine der Lampe, der auf ihr Gesicht fiel, als sie heraustrat, sah Susanne, daß sie jung und hübsch war. Auch ihre Stimme

war sanft, und dadurch, sowie durch den Ausdruck ihres Gesichtes ermuthigt, beschloß die arme Verirrte, einen letzten Versuch zu machen, um die Belehrung zu erhalten, deren sie bedurfte. Indem sie daher aufstand, um sie vorbeizulassen, verneigte sie sich und sagte:

„Würden Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, welcher Weg nach Westminster führt? Ich bin ein armes Mädchen vom Lande und habe mich ganz verirrt.“ —

Die Dame war schon im Begriff, weiter zu gehen, ohne auf die Frage zu achten, aber bei den letzten Worten blieb sie stehen und sah sich um.

„Nach Westminster!“ sagte sie. „Ihr seid hier sehr weit von Westminster. Nach welchem Theil von Westminster wünscht Ihr denn zu gelangen?“

„Nach Parliamentstreet,“ antwortete Susanne.

„Seid Ihr denn in London ganz unbekannt?“ fragte sie.

„Ja, allerdings,“ antwortete Susanne. „Ich bin erst vor zwei Stunden hier angekommen, wo ich den Wagen verließ, der mich von meinem Dorfe hierher gebracht, und,“ setzte sie hinzu, indem sie wieder in Thränen ausbrach, „ein Mann, der sich erbot, mir mein Gepäck zu tragen, ist mit meinem Koffer, der Alles enthielt, was ich auf der Welt besaß, davon gelaufen und hier stehe ich ohne Geld, ohne Nachtquar-

tier und habe nur eine einzige Freundin in der ganzen großen Stadt, kann aber den Weg zu ihr nicht finden.“ —

„Das dürfte Euch auch unmöglich fallen, wenn nicht Jemand mit Euch geht, und mein Weg führt mich leider nicht dahin,“ antwortete die Dame. Sie zögerte einen Augenblick, trat dann näher auf Susannen zu und blickte ihr scharf unter den Hut in das Gesicht, wie um zu sehen, ob sie die Wahrheit spräche. Das Ergebniß dieses prüfenden Blickes schien ein zufriedenstellendes zu sein, denn sie setzte, wie von plötzlichem Mitleiden ergriffen, hinzu:

„Kommt mit mir! Ich will Euch auf einige Stunden Obdach geben, und wenn es Tag geworden ist, könnt Ihr Eure Freundin aufsuchen. Ich habe in meinem Leben auch einmal eine solche Nacht zu überstehen gehabt, und wenn sich damals eine mitleidige Seele meiner angenommen hätte, so wäre ich vielleicht jetzt nicht das elende Geschöpf, welches ich bin. Kommt nur mit!“

Und mit diesen Worten drehte sie sich um und ging rasch die Straße hinauf, während Susanne dicht neben ihr herging.

Da sie jung, hübsch und wohlgekleidet war und nach Susannens Begriffen eine Dame von Stand zu sein schien, so war das arme Mädchen durch ihre letzten

Worte so überrascht, daß sie alles Andere vergaß und blos darüber nachdachte, was diese Worte wohl zu bedeuten hätten, und da die Dame selbst in Gedanken versunken zu sein schien, so gingen sie eine Zeit lang schweigend neben einander her.

Dieses Schweigen ward endlich jedoch von der Dame unterbrochen, welche plötzlich fragte:

„Wie heißt Ihr denn und wo seid Ihr her?“

„Mein Name ist Susanne Hopley und ich komme von Mapleton,“ antwortete unsere Heldin.

Als sie diese Worte sprach, blieb sie unwillkürlich einen Schritt hinter der Dame zurück, denn sie erwartete nichts Anderes, als daß sie sie sofort von sich weisen und die Nacht auf der Straße zubringen lassen würde. Zu ihrer großen Herzenserleichterung aber schien ihr dieser Name gar nicht aufzufallen und es war für sie kein kleiner Trost, zu sehen, daß die Einwohner von London sich mit Andren und ihr, und dem, was in der Provinz vorgefallen war, nicht so sehr beschäftigten, als sie geglaubt hatte.

„Und was habt Ihr denn dort betrieben?“ fragte sie. —

„Ich war Dienstmädchen,“ antwortete Susanne. „In der letzten Zeit aber habe ich, weil ich keinen Dienst hatte, mich mit Näharbeiten beschäftigt.“

„Und Ihr seid wohl hierher gekommen, um ein Unterkommen zu suchen?“ fragte die Dame.

Susanne antwortete, daß dies allerdings der Fall sei und es ward nun weiter nichts gesprochen, bis sie in die Nähe von Oxfordstreet kamen, wo die Dame wohnte, welche, indem sie anfing langsamer zu gehen, sagte:

„Ich werde Euch in das Zimmer bringen, wo mein kleines Töchterchen schläft; da es aber meinem Gemahl vielleicht nicht lieb ist, wenn ich eine fremde Person beherberge, so müßt Ihr Euch ganz ruhig verhalten, bis ich am Morgen komme und Euch herauslasse. Er wird dann schon eher fort sein.“

Sie blieb hierauf vor einem sehr anständig aussehenden Hause stehen, zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloß die Thür auf. Dann winkte sie Susannen, ihr die Treppe hinauf zu folgen nnd führte sie in den Vorsaal zur zweiten Etage, wo ein halb niedergebranntes Licht in einem Wasserbecken stand.

„Nehmt das,“ flüsterte sie, indem sie ihr das Licht gab, und öffnete die Thür eines Zimmers, in welches sie sie aufforderte, einzutreten. Dann legte sie den Finger auf den Mund, um ihr nochmals das größte Schweigen einzuschärfen, schloß die Thür und verschwand. —

Susanne schauete sich um und fand sich in einem traulichen, gut möblirten Zimmer, mit einem großen

Himmelbett auf der einen Seite und einem Kinderbett in der Ecke, in welchem ein liebliches Kind von ungefähr vier Jahren lag und schlief. Die eine seiner kleinen Hände hatte es unter seine blühende Wange gelegt, und das Lächeln, welches die kleinen rothen Lippen umspielte, verrieth, daß seine kindischen Träume freundlich und angenehm waren.

„Was," dachte Susanne, während sie mit bewunderndem Blicke über dem Kinde hing, „was kann die Mutter eines solchen Engels bewegen, sich ein elendes Geschöpf zu nennen? Sehr arm kann sie nicht sein, sonst könnte sie nicht in einem solchen Hause wohnen, wie dieses ist. Wir armen Leute sind aber viel zu sehr geneigt zu glauben, es gäbe kein größeres Uebel als die Armuth. Und doch giebt es vielleicht viele, die eben so groß sind und noch größer, und ich muß mein Unglück geduldig ertragen lernen, wenn ich sehe, daß diese schöne, freundliche junge Frau auch nicht ohne ihre Leiden ist. Der Himmel behüte Dich, Du süßes Kind!" setzte sie hinzu, indem sie sich niederbückte, um das Kind auf die Wange zu küssen, und als sie den Kopf wieder emporhob, sah sie die Dame mit einem Stück Brot und einem Glase Wein auf einem Teller neben ihr stehen.

„Mein Gemahl ist noch nicht zu Hause," sagte sie, indem sie ihre Hand freundlich auf Susannens

Arm legte, als ob sie sich freute, zu finden, daß sie mit ihrem Kinde beschäftigt war; „eßt und trinkt, es wird Euch gut sein."

Sie küßte sodann das Kind, und indem sie der dankbaren Susanne nochmals gute Nacht wünschte, überließ sie sie ihrer Ruhe. Ohne sich auszukleiden, streckte sich die müde Reisende auf das willkommene Bett und versank bald in tiefen Schlaf.

Dieser für sie so angenehmeu Zstand hatte jedoch noch nicht lange gedauert, als sie durch die laute Stimme eines Mannes aufgeweckt ward, welche, obschon sie aus dem Nebenzimmer kam, durch die dünne Scheidewand hindurch dennoch deutlich zu vernehmen war. In der Verwirrung des ersten Erwachens fuhr sie in die Höhe, denn sie glaubte, sie säße noch oben auf der Postkutsche und der Kutscher schimpfe auf sie, weil sie ihn nicht bezahlt, denn die ersten Worte, welche sie deutlich hörte, waren:

„Verfluchte Wirthschaft! kein Geld! Sage mir das nicht! Was ist aus den letzten zehn Pfund geworden?" —

„Aber Georg!" sagte eine Stimme, welche Susanne als die ihrer freundlichen Wirthin erkannte, „wie kannst Du nur so fragen? Du weißt ja, daß wir eben so viel und noch mehr schuldig waren und ich mußte

das Geld unter unsere Handwerksleute theilen, um ihnen wenigstens einstweilen den Mund zu stopfen."

„Nun, wenn Du kein Geld mehr von ihm bekommen kannst, so mußt Du sehen, daß Du auf der Straße welches verdienst," antwortete der Mann; „ich habe keinen Heller für Dich. Er hat Dir doch das Ziehgeld für das Kind gegeben? Wenn er etwa das nicht mehr bezahlen will, so kannst Du ihn vor das Gericht citiren lassen und das möchte ihm jetzt eben nicht angenehm sein."

„Ja," antwortete die Dame, „er hat mir versprochen, das Ziehgeld fortzubezahlen, aber das reicht doch nicht hin, die Miethe zu bezahlen und was wir sonst noch schuldig sind. Ueberdies, wovon sollen wir leben, wenn dieses alle ist? Ich glaube, ich werde nicht eher wieder etwas von ihm bekommen, als bis Du zurück bist."

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, was Du anfangen sollst," antwortete der Mann, „wenn Du nicht thun willst, was ich Dir eben gesagt habe. Ich kann den Tanz nicht mehr bezahlen und will ihn nicht mehr bezahlen, das ist klar. Und nun wirst Du mir den Gefallen thun, mich einschlafen zu lassen, denn ich muß mit Tagesanbruch wieder aufstehen, um mich reisefertig zu machen. Das Mädchen wird doch zur rechten Zeit fertig sein? Du hast es ihr doch gesagt?"

„Ja wohl, sie wird zur rechten Zeit fertig sein,"

antwortete die Dame. „Ehe Du aber einschläfst, höre noch ein paar Worte an, die ich Dir zu sagen habe, denn es dauert vielleicht lange, ehe Du wiederkommst. Ich habe gedacht, wenn Du es möglich machen könntest, so viel Geld zusammenzubringen, daß ich einen kleinen Handel anfangen könnte, um mich und mein Kind zu ernähren, so brauchte ich weder Dir noch sonst Jemand zur Last zu fallen und ich wünsche, daß Du mir dazu verhelfen möchtest.“

„Ich kann Dir nicht zu etwas verhelfen, was ich selbst nicht habe,“ antwortete der Mann in schläfrigem Tone.

„O ja, Du könntest es,“ antwortete sie, „wenn Du ihn nur dazu bereden wolltest. Sage ihm nur, daß ich unter dieser Bedingung auf die Alimente für das Kind verzichten und mich anheischig machen wolle, es selbst zu erhalten. Willst Du das thun, Georg?“

„Schon gut,“ sagte der Mann, welcher verrieth, daß er schon halb im Schlafe lag.

„Höre mich an, Georg. Willst Du ihn auffordern, Das zu thun?“ fragte sie wieder.

„Verfluchte Wirthschaft! Kannst Du das Maul nicht halten, Weib?“ rief der Mann in lautem Tone.

„Versprich mir nur zu thun, was ich verlange, und ich will kein Wort wieder sagen,“ entgegnete sie. „Ich weiß recht wohl, Georg, daß Du meiner nun

überdrüssig bist, aber es gab eine Zeit, wo Du mich gern hattest, und damals versprachst Du mir, daß ich Alles theilen sollte, was Du hättest. Ich beklage mich nicht, daß Du Dich geändert hast und habe kein Recht, Dir Vorwürfe zu machen. Aber thue mir nur diesen einen Gefallen, es ist Alles, was ich von Dir verlange.“ —

„Schon gut,“ antwortete der Mann in etwas sanfterem Tone. „Vielleicht will ich versuchen, was ich thun kann, aber er ist jetzt verteufelt zähe. Als er mich noch brauchte, war er ganz anders. Wenn Du sagst, ich wünschte Dich loszuwerden, Julie, so weißt Du wohl, daß ich Dich, so lange die Sache ging, gehalten habe wie eine vornehme Dame, und es hat Dir an nichts gefehlt. Freilich aber jetzt ist es aus damit und Du mußt sehen, wie Du Dich durchschlägst.“

„Das will ich auch,“ entgegnete sie, „wenn Du ihn nur bereden könntest, daß er mir die Mittel giebt, einen ehrlichen Erwerb anzufangen.“

„Na, ich will sehen, was ich thun kann,“ sagte der Mann, „aber nun bitte ich mir aus, daß Du mich schlafen läßt.“

Hiermit endete die Unterredung, und einen so großen Eindruck dieselbe auch auf Susannen machte, so machte ihre Müdigkeit doch ihrem Nachdenken bald ein Ende und nach wenigen Minuten lag sie wieder in tiefem

Schlafe, aus welchem sie nicht eher erwachte, als bis sie am Morgen durch das heitere kindische Lachen des kleinen Mädchens erweckt ward. Die Mutter war eben beschäftigt, sie anzukleiden, und nach jedem Kleidungsstück, das sie ihr angelegt, lief die lose Kleine davon und versteckte sich hinter den Vorhängen des Bettes.

Die schöne junge Mutter und das liebenswürdige Kind würden für Susannen ein erheiternder Anblick gewesen sein, wenn sie nicht immerwährend an das Gespräch gedacht hätte, welches sie in der Nacht mit angehört.

„Dieses hübsche Gesicht, welches Du hast,“ dachte Susanne, indem sie das Kind ansah, „ist vielleicht nur eine Schlinge, in welchem Deine Unschuld gefangen wird, eben so wie es mit Deiner armen Mutter der Fall gewesen sein mag.“

Die Mutter war auch in der That eine schöne junge Frau mit feinen Zügen und sanften Taubenaugen, aber schon, obgleich sie höchstens zwanzig Jahre alt war, zeigten sich Spuren von Schwermuth und Kummer in ihrem Antlitz. Vielleicht wäre dies Susannen noch nicht aufgefallen, wenn sie nicht durch das nächtliche Gespräch zum Theil in ihr Geheimniß eingeweiht worden wäre; so aber glaubte sie ihre Geschichte ihr an dem Gesicht ablesen zu können.

Als die Dame mit dem Ankleiden des Kindes

fertig war, stand Susanne auf und wünschte ihr guten Morgen. Sie antwortete ihr sehr freundlich und sprach die Hoffnung aus, daß sie wohl geruht und sich von ihrer Strapatze erholt habe.

„Vollkommen, Madame, ich danke Ihnen,“ entgegnete Susanne; „in meinem ganzen Leben werde ich nicht die Güte vergessen, welche Sie mir erzeigt haben. Nur wenige Menschen würden an einer armen Fremden dies gethan haben.“

„Macht nur weiter keine Umstände,“ entgegnete Julie. „Ich wollte, ich könnte mehr thun, um Euch aus allen Euren Mißlichkeiten zu helfen, aber ich hoffe, daß Eure Freundin schon für Euch sorgen wird. Wir wollen daher ein wenig frühstücken und dann will ich ein Stück mit Euch gehen und Euch so weit bringen, daß Ihr den richtigen Weg dann nicht mehr verfehlen könnt.“ —

Sie gingen nun zusammen in das Vorderzimmer, wo Feuer im Kamin brannte, und nachdem Susanne ihr das Frühstück hatte bereiten helfen, setzten sie sich dazu nieder.

„Und weßhalb habt Ihr denn die Provinz, wo Ihr doch gewiß viel Freunde hattet, verlassen, um nach London zu kommen und hier unter fremden Menschen etwas Besseres zu suchen?“ fragte Julie.

„Ich hatte allerdings viele Freunde in meiner

Heimath," antwortete Susanne, „und sehr gute Freunde, und vor noch sechs Monaten hätte ich nicht geglaubt, daß es mir so schlimm gehen würde, wie es mir jetzt geht, oder daß ich genöthigt sein würde, mir anderwärts eine Heimath zu suchen; aber es ereignete sich ein Vorfall, der ein Mitglied meiner Familie in einen bösen Verdacht brachte, und von dieser Zeit an fand ich, daß die Leute sich kalt und mißtrauisch gegen mich zeigten." —

„Ja, ja," sagte sie, „so machen es die Menschen, wenigstens gegen die Armen."

Und dann versank sie wieder in Gedanken und schwieg. —

Sobald das Frühstück vorüber war, legte die Dame Hut und Shawl an und sie machten sich auf den Weg nach Parliamentstreet, indem sie das Kind zwischen sich führten, welches heiter wie der Morgen plaudernd einherhüpfte.

Sie waren eine Strecke gegangen und hatten die Nachbarschaft von Soho erreicht, als Julie, indem sie durch ein schmales, schmutziges Gäßchen gingen, Susannen bat, das Kind einen Augenblick allein zu behalten, während sie in einen Laden ginge. Darauf trat sie in einen Laden, der, wie Susanne aus den in dem Fenster hängenden Uhren und Schmucksachen schloß, einem Juwelier gehörte; bei einer längeren Be-

kanntschaft mit dem Londoner Leben würde sie jedoch sogleich gewußt haben, daß es die Höhle eines Pfandleihers war. Die Dame hatte ein kleines Packet in der Hand, als sie hineinging, kam aber ohne dasselbe wieder heraus und nachdem sie einige Schritte gegangen waren, sagte sie:

„Hier, Susanne, nimm das; es ist nicht viel, aber doch besser als nichts.“

Mit diesen Worten hatte sie ihr fünf Schillinge in die Hand gedrückt, ehe sie noch wußte, was dies heißen solle.

„Meine beste Dame,“ antwortete Susanne, die nach dem, was sie in der Nacht gehört, sich nicht entschließen konnte, ein solches Geschenk von ihr anzunehmen: „ich bitte, nehmen Sie das Geld wieder; meine Freundin wird mich schon unterstützen, daran zweifle ich nicht. Auf alle Fälle stehe ich doch allein und kann viel Mühseligkeiten ertragen, aber Sie haben für dieses liebe Kind zu sorgen und ich könnte mich nicht überwinden, das Geld zu verthun, wenn ich es auch nehmen wollte.“

Die Dame sah Susannen scharf an, welche sogleich fühlte, daß sie sich verrathen hatte, denn an der äußern Erscheinung oder Lebensweise der Dame war nichts zu sehen, was zu dem Schluß berechtigt hätte, daß sie eine so kleine Summe sich nicht entrathen

könne. Die Dame erröthete, denn sie ahnte, auf welche Weise Susanne Veranlassung bekommen hätte, eine solche Bemerkung zu machen, und Susanne wendete den Kopf weg, denn sie fühlte, daß sie auch roth ward.

„Nein," sagte Julie, als sie sich ein wenig gefaßt hatte, obschon ihre Stimme etwas unsicher klang, „nein, behaltet es nur; meine Lage wird dadurch weder besser noch schlimmer, aber für Euch wäre es doch eine mißliche Sache, wenn Ihr im Nothfalle nicht einmal einen Schilling in der Tasche hättet."

Susanne konnte die Thränen nicht zurückhalten, die ihr schon in den Augen standen, als sie diese Worte hörte. Sie dachte an ihre Herzensgüte, ihre Jugend, ihre Leiden und an das liebe Kind und was für eine herrliche Aufgabe es für einen reichen Mann wäre, ihr die Mittel zu einem redlichen Erwerb, den sie so sehr wünschte, zu gewähren und sie dadurch vor Armuth und Schande zu retten. Susanne aber freilich konnte nichts thun, als fromme Gebete für sie zum Himmel schicken. —

Als sie die Nähe des Hauses erreicht hatten, wo Frau Dobbs wohnte, und Susanne den rechten Weg nicht mehr verfehlen konnte, blieb Julie stehen und sagte:

„Nun seid Ihr nur noch wenige Häuser von dem Eurer Freundin entfernt und ich kann Euch verlassen."

„Geehrte Dame," sagte Susanne, „es ist nicht

wahrscheinlich, daß ein armes Geschöpf, wie ich, es jemals in seiner Macht haben wird, Ihre Güte durch etwas Anderes zu vergelten, als durch fromme Gebete; wenn ich Ihnen aber jemals in irgend etwas dienlich sein kann, so seien Sie überzeugt, daß es nichts giebt, was ich für Sie nicht eben so gern thun würde, als für mich selbst.“

„Ich zweifle nicht daran,“ antwortete Julie, „denn ich sehe, daß Ihr ein dankbares Herz habt und ich wollte, ich wäre in der Lage, Euch selbst zu behalten. Eine solche Freundin wäre ein großer Trost. Der Himmel weiß, daß ich eine bedarf! Aber das ist unmöglich; also lebt wohl, Gott behüte Euch.“

„Das möge er und Sie auch, Madame,“ sagte Susanne.

Sie drückten einander die Hand und trennten sich, wiewohl nach einer Bekanntschaft von nur wenigen Stunden, dennoch mit so warmem Herzen und so viel wechselseitigem Vertrauen, als ob sie ihr Lebenlang Freundinnen gewesen wären.

Neuntes Kapitel.

Liebe und Mord.

In einem alten Schlosse an den Ufern der Garonne in der Umgegend von Cadillac und ungefähr sieben Stunden von Bordeaux wohnte ein alter Cavalier Namens Don Querubin de la Rosa y Saveta. Wie dieser Name schon anzeigt, war er von Geburt Spanier und zwar aus dem obern Theile von Navarra; eine etwas frühzeitige Explosion von Galanterie hatte ihn jedoch mit einer angesehenen und rachsüchtigen Familie von Arragonien in gefährliche Collision gebracht, und seine Eltern schickten ihn über die Pyrenäen und empfahlen ihn der Obhut des Herrn Raoul, der ein würdiger Weinhändler und alter Bekannter von ihnen war.

Obschon Don Querubin viele Ahnen zählte, so war er doch der jüngste Sohn einer sehr dürftigen Familie, und nachdem er einige Monate in dem Hause

Raouls verweilt, begann er zu entdecken, daß an dem Tische eines reichen Kaufmanns von Bordeaux eine bessere Kost zu finden sei, als Zwiebelbrühe, Kaldaunen und Knoblauch, und daß es weit angenehmer sei, die köstlichen Fricandeau's und Salami's mit einem guten Glase Chateau margaux hinunterzuspülen, als mit dem ärmlichen Produkte des väterlichen Weinberges. Er gewann es daher über sich, über die Entwürdigung hinwegzusehen und sein reines adeliges Blut dadurch zu beschimpfen, daß er sich ebenfalls dem Handel widmete, und im Laufe der Zeit ward er Theilhaber der Handlung Raoul, Bonstetten und Compagnie, von welcher Firma er jetzt noch Mitglied war, obschon seiner vorgerückten Jahre wegen ein unthätiges.

Sein spanischer Stolz, welcher, obschon durch den Eigennutz etwas gedämpft, dennoch keineswegs ausgerottet war, bewog ihn, lieber einsam in dem alten Schlosse, welches wir bereits erwähnt und welches er das Chateau de la Rosa getauft, zu wohnen, als in der flotten geräuschvollen Stadt, obschon er dadurch seiner Würde viel Bequemlichkeit und Gesellschaft zum Opfer brachte. In Bordeaux aber ward er einfach Monsieur Rosa genannt, während er in der Umgebung seines Schlosses der Herr Marquis titulirt ward. Dies machte einen unberechenbaren Unterschied in der heitern Laune und Selbstgenügsamkeit des alten Herrn aus und ent-

schädigte ihn vollkommen für alle Vortheile, auf die er um dieses Titels willen verzichten mußte.

Ueberdies besuchte er, nachdem sich annehmen ließ, daß der Groll seines Feindes sich etwas gelegt habe, sehr oft sein Heimathland, und fand hier, daß es seinen stolzen Verwandten weit angenehmer war, nach dem Chateau de la Rosa eingeladen zu werden, wo ihn ein gewisser adeliger Glanz umgab, als nach dem geräuschvollen Bordeaux, wo man seinen Adel weder anerkannte, noch honorirte.

Nun traf es sich, daß der Herr Marquis das Unglück hatte, von der Natur mit sehr widersprechenden Eigenschaften ausgestattet zu sein. Er war sehr häßlich, sehr eitel und dabei ein enthusiastischer Bewunderer der Schönheit — der Schönheit aller Nuancen und Nationen, ganz besonders aber der englischen Schönheit. Er war sein ganzes Leben lang verliebt, dabei aber einer der unglücklichsten Liebhaber gewesen, besonders unter den Göttinnen, die er ganz besonders verehrte, den schönen Engländerinnen, von denen er auch nicht eine Einzige vermocht hatte, seinen Schwüren Gehör zu schenken.

Nichts desto weniger verzweifelte er nicht, sondern liebte fort, wie sanguinische Menschen fort leben, trotz tausend Täuschungen, nach jeder Niederlage von frischem Muthe beseelt, und bereit, mit neuer Kraft eine neue Liebesjagd zu beginnen. Dabei fiel es ihm nicht ein,

seinen Mangel an Erfolg auf Rechnung seines Mangels an äußeren Vorzügen zu bringen, obschon er mit seiner außerordentlich langen hagern Gestalt, seinem gelben Teint, seiner weit hervorragenden Adlernase und seinen langen gelben Zähnen einen eben nicht sonderlichen Cupido darstellte, besonders da diese körperlichen Reize gewöhnlich mit einem dicht anliegenden schwarzen Sammetkäppchen, einem carmoisinrothen Damastschlafrocke und gelben Pantoffeln angethan waren. Er fand aber seinen Trost und seine Ermuthigung in seinem Lieblingsliedchen, welches er mit heiserer, unsicherer Stimme täglich und stündlich trällerte:

„Wer weiß, wo mir mein Glück noch blüht,
Wenn es auch lange währet;
Wer weiß, wo mir sich plötzlich zeigt,
Was ich so heiß begehret.
Freund Amor sieht mit sich'rem Blick
Die rechte Zeit zum Liebesglück.“

„Hier ist ein Brief für den Herrn Marquis,“ sagte sein Diener, indem er eines Morgens in sein Ankleidezimmer trat, als er sich eben rasirte und sang:

„Wer weiß, wo mir mein Glück noch blüht.“

„Laß mich sehen, Criquet,“ sagte der Marquis; „wo kommt der Brief her?“

„Aus England,“ sagte Criquet, indem er ihn gegen

das Licht hielt und die Seiten zusammendrückte, um hineingucken zu können.

„Gieb ihn her," sagte Don Querubin, indem er, obschon erst halb rasirt, sein Messer hinlegte.

„Warten Sie," sagte Criquet, indem er sich immer noch bemühte, in den Inhalt des Briefes einzudringen, „ich sehe die Worte „schönes Mädchen.""

„Wie? Das siehst Du?" sagte der Marquis, indem er sich rasch auf seinem Stuhle herumdrehte.

„Schönes Mädchen," wiederholte Criquet langsam, „ihre Augen sind — schade, daß ich nicht lesen kann, wie die Farbe ihrer Augen ist."

„Blau, Criquet!" rief Don Querubin, mit der Zunge schnalzend. „Blau, bei meinem Marquisat, denn ohne Zweifel ist sie eine Engländerin. Doch wir wollen selbst sehen; gieb mir den Brief, damit wir sehen, was er eigentlich betrifft."

„Er betrifft ein hübsches Mädchen," sagte Criquet, „das ist klar."

„Das wäre herrlich, Criquet," sagte der Marquis mit schlauem Blinzeln, während er das Siegel erbrach. „Ah!" fuhr er fort, indem er tief Athem schöpfte, sich in seinem Stuhle zurücklehnte und seine langen Beine vor sich hin streckte, um eine Mittheilung über einen so interessanten Gegenstand desto besser zu genießen —

„nun wollen wir sehen;“ und er begann laut zu lesen, wie folgt:

„Geehrter Herr! — In Gemäßheit Ihres Wunsches habe ich mich seit meiner Rückkunft nach England fortwährend nach Etwas umgesehen, was Ihnen zusagen könnte —“

„Wie?“ rief der Marquis, durch diesen Anfang ein wenig verblüfft.

„— und ich hoffe, daß es mir endlich gelungen ist, einen Gegenstand zu entdecken, der Ihrem Geschmacke genau entspricht.“

„Was kann das sein, Criquet?“ sagte der Marquis.

„Lesen Sie nur weiter,“ sagte Criquet.

„Die junge Dame, welcher ich Ihre Gunst und Ihren Schutz zu versprechen gewagt, ist von dem Wunsche beseelt, auf Reisen zu gehen und fremde Länder zu besuchen.“

„Das zeigt, daß sie Verstand besitzt,“ bemerkte Criquet.

„Nur sachte,“ sagte Don Querubin; „wo waren wir stehen geblieben? Ah, da habe ich es — auf Reisen zu gehen und fremde Länder zu besuchen. — Sie ist ein sehr schönes Mädchen —“

„Sagte ich es nicht?“ sagte Criquet.

„Ihre Augen —,“ fuhr Don Querubin fort.

„Ah, jetzt kommen wir an die Augen!“ sagte Criquet, indem er sich die Hände rieb.

„Ihre Augen sind von einem himmlischen Blau —“

„Bei dem Blute meiner Ahnen!“ rief der Marquis, „ich wußte das im Voraus.“

„Ihr Haar ist vollkommen schwarz und ihr Teint fein und durchsichtig.“

„Himmel! welche unvergleichliche Reize!“ rief der Marquis, indem er den Brief fallen ließ, als ob diese Schilderung eine lähmende Gewalt auf ihn ausübte.

„Lassen Sie uns nur zu Ende lesen,“ sagte Criquet, indem er den Brief aufhob und fortfuhr, den Inhalt zu entziffern.

„Ihre Zähne sind gleich Perlen, ihr Wuchs anmuthig und ihre Hände und Füße können einem Bildhauer zum Modell dienen.“

„Das muß ja ein wahrer Engel sein, Criquet,“ rief der Marquis.

„Die Hände und Füße gefallen mir auch,“ sagte Criquet, „aber es kommt noch mehr.“

„Diese junge Dame,“ las er weiter, „ist ausgezeichnet klug und hegt eine besondere Vorliebe für Personen von reiferem Alter.“

„Das paßt gerade für uns,“ sagte Criquet.

„Ich bewundere ihren Geschmack,“ sagte der Marquis. „Lies weiter — lies weiter.“

„Aber," fuhr Criquet fort — „ah, da kommt doch, wie gewöhnlich, ein aber — aber ich will Ihnen nicht verhehlen, daß dieses liebenswürdige Geschöpf sehr ehrgeizig ist."

„Und warum sollte sie das nicht sein?" sagte der Marquis.

„Sehr ehrgeizig ist," wiederholte Criquet, „und eine Dame von hohem Range zu werden wünscht."

„Sie soll Marquise werden, Criquet," sagte Don Querubin. „Ich hoffe, das wird sie zufriedenstellen. De la Rosa y Saveta, wie?"

„Nichts desto weniger," fuhr Criquet fort zu lesen, „da sie sehr jung ist — denn sie ist erst siebzehn Jahre alt —"

„Das zarte Lämmchen!" rief der Marquis.

„Und da sie die Welt wenig kennt und mit allen fremden Sprachen und Gebräuchen gänzlich unbekannt ist —"

„Ich werde sie die Sprache der Liebe lehren," sagte der Marquis sentimental.

„— und Gebräuchen gänzlich unbekannt ist," wiederholte Criquet, „so wird, um sie vollständig zu befriedigen, weiter nichts nöthig sein als eine kleine Ceremonie, bei welcher unser Freund Criquet, der einen ganz köstlichen Priester vorstellen wird, einige bedeutungslose Worte aus einem Missale vorlies't."

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich das thue," sagte Criquet; „das Ende des Briefes macht den schönen Anfang wieder zu nichte."

„Aber das ist ja schändlich," sagte der Marquis im Tone der Entrüstung, „und von wem kommt denn der Brief?"

„Er ist Walter Gaveston unterzeichnet. Da ist auch noch eine Nachschrift," sagte Criquet.

„Lies sie," sagte Don Querubin.

„Ich habe die junge Dame, deren Name Mademoiselle Amabel Jones ist, an das Haus der Herren Raoul und Compagnie zu Bordeaux adressirt, wo sie, wie ich erwarte, in Begleitung eines speciellen Freundes von mir, kurz nachdem Sie diesen Brief erhalten haben, eintreffen wird."

„Das ist Alles," sagte Criquet, indem er mit verächtlicher Miene den Brief wieder zusammenfaltete.

„Wir werden sie wirklich heirathen und nicht blos zum Scheine," sagte der Marquis.

„Ja wohl, das werden wir thun," entgegnete Criquet. „Wofür halten uns diese Menschen? — Für Bösewichter ohne Ehre und Gewissen, die sich herbeilassen könnten, ein junges Geschöpf zu hintergehen, welches sein Vertrauen auf uns setzt! Schon der Gedanke daran empört mich."

„Du bist ein ehrlicher Kerl, Criquet,“ sagte der Marquis, „Du bist ein Mann von Ehre.“

„Das hoffe ich,“ sagte Criquet. „Was diesen Schuft, den Gaveston, betrifft, so hat er mir niemals gefallen wollen. Ich habe niemals eine große Meinung von ihm gehabt.“

„Ich auch nicht,“ antwortete der Marquis. „Er hat ein hartes Herz, oder vielmehr gar keins; er ist ein Mensch ohne Gefühl. Ich zweifle, daß er jemals in seinem Leben geliebt hat.“

„Wie ich gehört habe, entstanden, als er das letzte Mal hier war, am Spieltische sehr merkwürdige Streitigkeiten,“ sagte Criquet. „Ich weiß, daß mehrere Herren sich weigerten, noch ferner mit ihm zu spielen.“

„Ein Mensch, der Frauen hintergeht, wird auch Männer betrügen, wenn er hoffen kann, es ungestraft zu thun,“ sagte der Marquis.

„Das habe ich auch bemerkt,“ entgegnete Criquet.

„Wahre Ehre,“ fuhr der Marquis fort, „ist ein Kleid, welches alle Tage getragen werden muß, zu allen Zeiten und an allen Orten; man kann sie nicht nach Belieben ab- und anlegen.“

„Das ist wahr,“ sagte Criquet, „er war nicht der rechte Mann, dem man einen so delikaten Auftrag anvertrauen konnte.“

„Es war mehr ein Scherz von mir,“ entgegnete

der Marquis, „und ich habe gar niemals wieder daran gedacht.“

„Aber da sie einmal kommt,“ sagte Criquet, „so müssen wir einen Entschluß fassen, was wir thun wollen.“

„Sie heirathen, natürlich,“ antwortete Don Querubin.

„Von ganzem Herzen,“ antwortete Criquet, „nur immer vorausgesetzt —“

„Vorausgesetzt, was?“ sagte der Marquis.

„Nun, es sind doch immer gewisse Punkte zu berücksichtigen,“ sagte Criquet. „Gesetzt zum Beispiel, sie wäre nicht gerade — hm!“ und er zuckte bedeutsam die Achseln.

„Was meinst Du, Criquet?“ fragte der Marquis. „Ist sie nicht schön wie ein Engel?“

„Das kann wohl sein,“ antwortete Criquet; „ihre Kenntnisse jedoch —“

„Aber er erwähnt ganz besonders ihre Klugheit,“ bemerkte der Marquis.

„Das ist sehr wahr,“ antwortete Criquet, „aber welchen Glauben verdient sein Wort —“

„Pfui, pfui, Criquet,“ sagte Don Querubin, „wir dürfen das liebenswürdige Geschöpf nicht im Voraus verdächtigen.“

„Unglücklicher Weise aber sind liebenswürdige Ge-

schöpfe nicht immer so tadellos, als sie sein sollten,“ sagte Criquet.

„Was mich betrifft,“ sagte der Marquis, „so habe ich ihre Tugend immer unüberwindlich gefunden.“

„Ich glaube, das kommt auf die Umstände an,“ sagte Criquet. „Aber wenn wir auch annehmen wollten, daß in dieser Beziehung Alles in Ordnung wäre, so entsteht eine anderweite Frage. Was sollen wir mit Mademoiselle Dorothee machen?“

„Aber wenn sie mich nicht liebt?“ entgegnete Don Querubin. „Habe ich nicht drei Jahre ausgeharrt, ohne nur einen Schatten von Erfolg zu sehen? Ich bin überzeugt, daß sie ein anderes Verhältniß hat, sonst wäre so etwas nicht möglich.“

„Das kann sein,“ antwortete Criquet. „Ich will darüber nicht streiten, aber die junge Dame hat doch dann und wann kleine Emolumente bezogen, auf welche sie weniger zu verzichten geneigt sein wird, als auf die Liebesbetheuerungen, von welchen dieselben begleitet waren. Ueberdies, wenn ich mich nicht irre, lagen Sie, Herr Marquis, nur erst gestern noch vor ihr auf den Knieen.“

„Das kann ich nicht leugnen,“ antwortete Don Querubin, „und überdies versprach ich ihr auch einen neuen Shawl, den ich ihr heute Morgen geben wollte.“

„Und da ist sie schon, um ihn zu holen,“ sagte

Criquet. „Ich höre das Trippeln ihrer Füße auf dem Corridor.“

„Oeffne die Thür, mein Freund, öffne die Thür; wir wollen ihr die ganze Sache offen und ehrlich bekennen,“ sagte der Marquis.

„Kommen Sie herein, Mademoiselle Dorothee,“ sagte Criquet, indem er die Thür aufwarf und eine hübsche verschmitzt aussehende schwarzäugige Grisette einließ, welche mit dem Bewußtsein ihrer Macht in das Zimmer hereinschritt.

„Guten Morgen, Marquis,“ sagte Dorothee, „wie befinden Sie sich heute?“

„Vollkommen wohl, meine Liebe — hm! Mademoiselle Dorothee wollte ich sagen.“

„Aha,“ dachte Dorothee, „er ist böse, weil ich mich gestern nicht von ihm küssen lassen wollte. Ich muß ihm ein wenig schmeicheln. — Mein Himmel, wie blühend sehen Sie diesen Morgen aus! Warten Sie, lassen Sie mich Ihr Käppchen ein wenig auf die Seite setzen — so. Jetzt will ich d'rauf wetten, daß Niemand, der Sie nicht kennt, Sie für älter als höchstens dreißig Jahre hält. Sie wissen, ich schmeichle Ihnen niemals.“

„Allerdings nicht oft, Dorothee,“ antwortete der Marquis. „Die gute Nachricht, die ich eben erhalten, hat mich allerdings ein wenig aufgeheitert, das gebe ich zu.“

„Aus Spanien vielleicht?“

„Nein, aus England,“ antwortete der Marquis. „Man meldet mir die bevorstehende Ankunft —“

„Einer jungen Dame,“ sagte Dorothee, indem sie die Augenbrauen in die Höhe zog.

„So schön wie Sie selbst, Dorothee.“

„Und ich hoffe, ein wenig liebenswürdiger,“ dachte Criquet.

„Man will mich auf die Probe stellen,“ dachte Dorothee. „Und darf ich fragen, zu welchem Zwecke die junge Dame hierher kommt?“

„Einzig und allein zu dem Zwecke, mich mit ihrer Hand und ihrer Liebe zu beehren,“ antwortete Don Querubin.

„Ach, lieber gar,“ sagte Dorothee. „Ehe sie Sie gesehen hat?“

„Es ist nichts desto weniger wahr,“ antwortete der Marquis. „Diese junge Dame ist mit einem ganz besonderen Grade von Klugheit begabt; sie hat sehr vortreffliche Ansichten und räumt Männern von einem gewissen Alter entschieden den Vorzug ein.“

„Das heißt, sie sagt so, und Sie sind gutmüthig genug, ihr zu glauben,“ sagte Dorothee.

„Ueberdies,“ sagte der Marquis, „ist sie ehrgeizig und wünscht sich mit einem Manne von hohem Stande zu vermählen.“

„Was diesen Theil der Geschichte betrifft, so ist derselbe ziemlich wahrscheinlich,“ sagte Dorothee. „Und was gedenken Sie denn mit ihr zu machen, wenn sie kommt?“

„Sie heirathen, das versteht sich,“ sagte der Marquis in so festem Tone, als ihm zu Gebote stand, denn er sah, welche Donnerwolke sich auf Mademoiselle Dorotheens schöner Stirn zusammenzog. Es lag in dem Benehmen des Marquis etwas, was ganz wie Wahrheit aussah, und der Stand, welchen die Dinge gewinnen zu wollen schienen, gefiel ihr durchaus nicht.

„Sie sagen mir das blos, um mich zu reizen, das weiß ich gewiß,“ sagte Dorothee, indem die Röthe des Zornes ihre Wangen übergoß.

„Bei dem Blute meiner Ahnen, nein,“ antwortete Don Querubin. „Hier ist der Brief. Lassen Sie ihn sich von Criquet vorlesen. Sie werden daraus die Eigenschaften der jungen Dame kennen lernen, eben so wie die günstige Gesinnung, welche sie gegen mich hegt.“

Criquet war eben nicht sehr erfreut über diesen Auftrag, doch unterzog er sich demselben, weil Mademoiselle Dorothee in der Kunst des Lesens nicht sehr erfahren war. Sie wartete ruhig, bis er mit dem Briefe zu Ende war — die Stelle, worin von der Trauungscomödie die Rede war, ließ er klüglich aus —, stellte sich dann fest auf ihre Füße, steckte ihre beiden

Hände in die Tasche und sagte, indem sie ihre hellen schwarzen Augen auf den Marquis öffnete:

„Hören Sie wohl, was ich Ihnen sage: Wenn dieses Frauenzimmer hierher kommt, so vergifte ich sie.“

„Ach, was da,“ sagte der Marquis, „das ist blos Ihr Spaß.“

„Das glauben Sie?“ sagte Dorothee. „Sie werden wohl thun, mich nicht auf die Probe zu stellen. Drei lange Jahre haben Sie sich um mich beworben, und nur erst gestern Abend baten Sie mich, Ihre Hand anzunehmen —“

„Und Sie schlugen sie aus,“ sagte der Marquis.

„Das ist gleichviel,“ antwortete sie, „wer weiß, ob ich auf meiner Weigerung bestanden hätte. Vielleicht bin ich so eben in gewissen Absichten hier erschienen — nun werde ich mich natürlich nicht weiter darüber aussprechen — ich würde vielleicht gestanden haben, daß ich Sie liebte, denn das können Sie nicht wissen; aber nun sollen Sie niemals erfahren, ob ich Sie liebe oder nicht!“

Und die Leidenschaft ließ jetzt die Thränen hervorquellen, welche der Kummer nicht hervorzulocken im Stande gewesen wäre.

„Na, na, Dorothee,“ sagte Don Querubin, der Thränen gegenüber keine Waffen mehr hatte. „Königin meiner Seele!“

„Ich bin nicht die Königin Ihrer Seele," schluchzte sie. „Sie haben mich nie geliebt, ich sehe das deutlich, jetzt, wo es zu spät ist."

„Beim Himmel, ich habe Sie geliebt und liebe Sie noch," sagte Don Querubin ganz hingerissen.

„Dann werden Sie sie also nicht heirathen?" sagte Dorothee.

„Aber wenn sie in dieser Absicht den ganzen weiten Weg von England hierher kommt?" sagte der Marquis. „Was kann ich als Mann von Ehre Anderes thun, als sie heirathen?"

„Sehr schön!" sagte Dorothee, „sie möge nur kommen, weiter sage ich nichts. Ich verlange weiter gar nichts. Aber merken Sie wohl: was ich sage, das thue ich auch. Wenn sie hierher kommt — ich sage Ihnen das nochmals — so vergifte ich sie!"

Und mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

„Allmächtiger Gott!" rief Don Querubin, indem er sich in seinen Stuhl zurückwarf und seine Arme herabhängen ließ, „sie thut mir unendlich leid! Sie liebt mich zum Verrücktwerden."

„Es ist nur schade, daß sie es nicht früher gesagt hat," sagte Criquet.

Zehntes Kapitel.

Der Herzog und die Milchmagd.

An einem gewissen Abende fast um dieselbe Zeit, wo das in unserm letzten Kapitel mitgetheilte Gespräch in Don Querubin's Ankleidezimmer stattfand, rollte die schwerfällige Diligence von Harfleur durch die Barriere von Neuilly in die Stadt Paris.

Das Innere ihres massiven Leibes war vollständig mit sechs Personen besetzt, und in dem Coupé saßen eine Dame und ein Herr, welche in ihrer äußeren Erscheinung die unzweideutigsten Spuren verriethen, daß sie nur erst kürzlich über den Kanal herübergekommen waren.

Die Dame war noch sehr jung, außerordentlich schön und nett in das Costüm ihres Landes gekleidet. Obschon sie keine Anzeichen künstlicher Politur verrieth,

so hatte doch ihre ganze Erscheinung etwas so einfach Anmuthiges, daß man es nicht bedauern konnte, daß die Kunst da so wenig gethan, wo die Natur so viel gethan hatte. Ihr Wuchs war schlank und geschmeidig, ihre Augen schön blau, ihr Haar glänzend schwarz und ihr Teint rein, zart und gesund.

Der Herr war viele Jahre älter, vielleicht vierzig, mit einem Gesicht, welches noch einige Spuren von Schönheit aufzuweisen hatte, und mehr durch Ausschweifungen und schlechte Gesellschaft gelitten zu haben schien, als durch die Zeit. Der Ausdruck dieses Gesichts war ein so gemischter, daß er fast gar nicht zu definiren war. Es waren noch einige Spuren von Gutmüthigkeit, so wie von der Neigung, heiter und fröhlich zu sein, vorhanden, welche dann und wann durch die finstere Maske hindurchleuchtete, die den Beschauer verwirrten, aber gleich darauf senkte sich wieder eine so schwere Wolke herab, daß es dem, welcher ihn sah, war, als ob plötzlich ein schwarzer Flor zwischen ihm und dem Gegenstand seiner Aufmerksamkeit niedergelassen worden wäre.

Der vorherrschende Ausdruck jedoch, der am häufigsten sowohl das Antlitz, als das Benehmen beherrschte, war der einer außerordentlichen Ungebundenheit, mit einem bedeutenden Grade von Unerschrockenheit vermischt. Was das Costüm und die sonstige Haltung des Mannes

betraf, so gehörte dasselbe zu ungefähr gleichen Graden dem Jockey, dem Boxer und dem Gentleman an, und sein Gesicht hatte etwas aufzuweisen, was den aufmerksamen Beobachter auf die Vermuthung brachte, daß seine Gesellschaft nicht immer von der friedlichsten Art gewesen sein müsse. Es war dies seine Nase, die, wie der Augenschein lehrte, ihm einmal über die Mitte herüber zerschlagen worden war, und in Folge dieses Unfalls eine sehr gebogene und schiefe Richtung bekommen hatte.

Der Abend war sehr finster und naß, und Paris — geräuschvoll, schmutzig und schlecht erleuchtet, wie es damals war — bot einen eben nicht einladenden Anblick dar.

„Ist dies Bordeaux?“ fragte die Dame ihren Begleiter, als sie an der Barriere anhielten, um ihre Pässe abzugeben.

„Noch nicht,“ antwortete er, „wir werden aber auch noch hinkommen. Ich möchte jedoch hier übernachten und mich einige Tage erholen, wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Durchaus nicht,“ antwortete sie; „es wird mir selbst lieb sein, ein wenig Ruhe genießen zu können, denn ich bin sehr müde, und der Kopf thut mir weh von dem Rollen des Wagens über die steinigen Straßen.“

„Na, meine Herren und Damen!“ rief der Kut-

scher, als er sein schwerfälliges Fuhrwerk wohlbehalten in den weiten Hof der Messagerie in der Rue Notre-Dame-des-Victoires gebracht hatte. „Nun sind wir am Ende unserer Reise. Haben Sie die Güte, auszusteigen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu helfen,“ setzte er hinzu, indem er die schöne Reisende um ihre schlanke Taille faßte und vom Wagen herunterhob.

„Wir möchten ein Logis haben,“ sagte der Herr in schlechtem Französisch, indem er sich an einen der Commis wendete. „Ist vielleicht eins hier in der Nähe zu bekommen?“

„Ich habe ein prachtvolles Zimmer, welches ich dem Herrn zur Verfügung stellen kann,“ sagte ein Mann von respectablem Aussehen, der mit dem Hute in der Hand vortrat und sich bis auf den Boden verneigte. „Erlauben Sie mir, Ihnen voran zu gehen, es ist nicht fünf Minuten von hier.“

Nachdem man das Gepäck einem Commissionair übergeben, brachen die beiden Reisenden auf und wurden von dem Fremden nach einem respectabel aussehenden Hause in der Rue des-Petits-Ecuries geleitet, wo, nachdem sie eine bedeutende Anzahl schmutziger steinerner Stufen erstiegen, sie sich in einem ganz leidlichen Logis befanden, welches mit verschossenem gelbem Damast, mehreren Spiegeln, schwarz gewordener Vergoldung und marmornen Platten ausgestattet war. Und als der Ofen ge-

heizt, der Armleuchter angezündet und ein gutes Souper aus der Küche eines benachbarten Speisewirthes aufgetragen war, wozu sich noch eine Flasche Bordeauxwein gesellte, begannen die Reisenden sich allmählig behaglich und zur Conversation aufgelegt zu fühlen.

„Sie haben wohl schon von Paris gehört, nicht wahr?“ fragte der Herr.

„Ja,“ antwortete die Dame. „Es ist in Frankreich, nicht wahr?“

„Ganz recht,“ antwortete er. „Es ist die Hauptstadt, ebenso, wie London die Hauptstadt von England ist, nur viel heiterer und angenehmer.“

„Das kann leicht sein,“ entgegnete sie; „wenigstens hat mir das, was ich von London gesehen habe, nicht sonderlich gefallen.“

„Das war allerdings nicht viel,“ antwortete der Herr lächelnd. „Paris aber werden Sie unter anderen Umständen sehen.“

„Führt uns unser Weg durch?“ sagte sie.

„Nun, die Wahrheit zu gestehen,“ entgegnete er, „der Umweg war nicht bedeutend, und ich dachte, es wäre schade, wenn wir die Gelegenheit nicht benutzten, und somit sind wir hier!“

„In Paris?“ sagte sie.

„In Paris,“ antwortete er, „wo wir, glaube ich, einige Tage sehr angenehm verbringen werden. Sie

müssen nicht nach dem urtheilen, was Sie bis jetzt gesehen haben," setzte er hinzu, als er bemerkte, daß der Eindruck, den die schmutzigen Straßen und die düsteren Laternen gemacht hatten, kein ganz günstiger war. „Sie werden die Dinge morgen von einer andern Seite erblicken. Ueberdies ist hier auch nicht der Stadttheil, in welchem die feine Welt wohnt."

„Ich möchte da wohnen, wo die feine Welt ist," bemerkte die Dame, „wenn wir nämlich hier einige Zeit verweilen."

„Versteht sich," antwortete der Herr. „Es ist meine Absicht auch. In der ganzen Welt gibt es keine Stadt, wo die Schönheit eher Aufmerksamkeit erregte, als in Paris, besonders ausländische Schönheit. Sie braucht sich blos an öffentlichen Orten zu zeigen — den Tuilerieen zum Beispiel."

„Was ist das für ein Ort?" fragte die Dame.

„Es ist der Garten des königlichen Palastes."

„Wohnt der König dort?" sagte sie.

„In der Regel wohnt er da," antwortete ihr Begleiter.

„Da möchte ich gern hin," sagte die Dame.

„Das dachte ich mir," entgegnete der Herr. „Es ist natürlich dort der Sammelplatz des Hofes, wo viele tausend junge, schöne und reiche Cavaliere zu sehen sind. Ich glaube, wir werden noch Zeit genug nach dem

Chateau de la Rosa kommen, wenn wir uns hier ein wenig gezeigt haben. Was sagen Sie dazu?"

„Allerdings möchte ich gern nach den Tuilerieen gehen," sagte die Dame, „aber deßwegen gebe ich es nicht auf, eine Marquise werden zu wollen."

„Versteht sich, Sie müßten denn etwas noch Besseres werden können," sagte der Herr. „Es giebt aber außer Don Querubin noch viele Marquis in der Welt, welche Geschmack an Schönheit finden, und die obendrein noch jung, schön und reich sind. Ueberdies wimmelt es hier noch von Grafen, Herzögen, Fürsten und so weiter. Auf alle Fälle können wir die Sache versuchen. Ein kleiner Aufschub kann nichts schaden, und wir können weiter reisen, wenn wir finden, daß unsere Erwartungen nicht in Erfüllung gehen. Morgen schon werden wir, wenn Sie sonst wollen, eine vornehmere Wohnung beziehen, und mittlerweile müssen wir überlegen, wie wir uns nennen wollen. In dem Passe stehen wir als Mr. und Miß Jones aufgeführt — Oberst Jones würde viel besser klingen und uns eher hier und da Zutritt verschaffen."

„Warum nicht Lord Jones?" sagte die Dame.

„Ich fürchte, das geht nicht," antwortete er. „Lords sind zu gut bekannt. Aber es giebt wenigstens funfzig Obersten Jones, und wer will mir hier beweisen, daß ich nicht Einer davon sei."

„Der Name Jones gefällt mir gar nicht," entgegnete die Dame. „Mir gefallen blos Namen von wenigstens drei Sylben, und dann habe ich es auch gern, wenn man zwei oder drei Namen führt. In unserer Grafschaft gab es einige Leute, welche zwei bis drei Namen führten, und diese galten immer für mehr als Andere."

„Aber wir werden wohl thun, wenn wir bei Jones bleiben," antwortete der Herr; „es könnte etwas passiren, und der Name Jones steht einmal im Passe."

„Aber wir können ja noch einige Namen dazu setzen," sagte die Dame. „In unserer Grafschaft wohnten einige Familien, welche Arlington hießen, und dann noch einige, deren Namen Darlington war. Ich dächte, Arlington Darlington Jones müßte ganz hübsch klingen."

„Es klänge aber doch etwas auffällig," sagte der Herr.

„Aber mir gefällt es," sagte sie.

„Nun gut, so wollen wir bei Arlington Darlington Jones bleiben, und morgen früh vor allen Dingen Karten auf diesen Namen stechen lassen."

Am folgenden Morgen nach dem Frühstück machten sich Oberst und Miß Arlington Darlington Jones auf den Weg nach einer vornehmeren Wohnung, und fanden in dem Hotel Marboeuf in der Rue Saint-

Honoré eine Reihe von Gemächern, die ihren Wünschen zu entsprechen schienen. Sie befanden sich in der ersten Etage, waren groß, hoch und elegant möblirt, und schienen der schönen Engländerin in jeder Beziehung zu gefallen.

„Ich glaube, die Wohnung wird für uns passen,“ sagte der Oberst zu der aufgeputzten Dame, welche sich herabließ, mit ihm über die Sache zu unterhandeln. „Wir werden unser Gepäck herbringen lassen und schon nächste Nacht hier schlafen.“

„Entschuldigen Sie,“ sagte die Dame, „vielleicht haben Sie die Güte, mir zu sagen, bei wem ich mich nach Ihnen erkundigen kann; es ist allerdings unangenehm, aber wir müssen vorsichtig sein.“

„Ja wohl, ja wohl,“ antwortete der Oberst mit der größten Unbefangenheit. „Sie haben ganz Recht. Hier ist meine Karte — Oberst Jones, Arlington Darlington Jones, wie Sie bemerken. Sie brauchen blos auf die englische Gesandtschaft zu schicken, wo man meinen Namen sofort recognosciren wird. Ich schmeichle mir, daß wenige Namen in England besser bekannt sind, als Jones.“

„Ich bin davon überzeugt,“ antwortete Madame Coulin mit einem artigen Knix und gewinnendem Lächeln, von den hohen Connexionen ihres Miethers ganz geblendet. „Leute von Distinction erkennt man sehr leicht.“

„Da ich überzeugt bin, daß Ihre Nachfragen genügende Beantwortung finden werden," fuhr der Oberst fort, „so werde ich unser Gepäck sogleich bringen lassen. Da wir mittlerweile einige Einkäufe zu machen wünschen, so können Sie uns vielleicht die Adresse einer Putzmacherin, eines Schneiders und so weiter geben."

„Ja wohl," antwortete Madame Coulin. „Gerade gegenüber wohnt Herr Truchet, ein sehr achtbarer Mann und weitberühmter Künstler in seinem Fache; er ist, beiläufig gesagt, mein Vetter. Als Putzmacherin empfehle ich Ihnen meine Schwester, Madame Doricourt, Rue de Richelieu No. 7. Ihr Etablissement ist eins der ersten in Paris, und ich schmeichle mir, daß die junge Dame allen Grund haben wird, zufrieden zu sein."

„Ich bezweifle es nicht," antwortete der Oberst, „und da somit Alles besprochen ist, so glaube ich, wir können uns vor der Hand empfehlen. Sie werden die Güte haben, unser Gepäck in Empfang zu nehmen, und wir werden im Laufe des Tages wiederkommen. Guten Morgen, Madame."

„Adieu, mein Herr," sagte die Dame, indem er sie unter vielen Knixen aus dem Saale hinausbegleitete. „Sie werden die Güte haben, der Adresse meiner Schwester eingedenk zu sein; der gute Truchet wohnt, wie ich Ihnen schon gesagt habe, hier gerade gegenüber."

„Ganz recht," sagte Oberst Jones. „Sie können

sich auf unsere Kundschaft verlassen; der Umstand, daß sie mit Ihnen verwandt sind, ist für uns Empfehlung genug, und wir werden nicht verfehlen, von Ihrem Namen Gebrauch zu machen.“

„Mein Himmel,“ sagte die Dame des Hauses, indem sie über das vergoldete Geländer schauete und ihnen mit den Augen die Treppe hinunter folgte, „was diese Engländer doch für Leute sind! Fragen gar nicht einmal nach dem Miethzinse! Aber sie sind so ungeheuer reich — das ist es. Ich wollte sechshundert Livres verlangen, aber nun sehe ich, daß achthundert auch nicht zu viel sind. Wirklich, die Wohnung ist für achthundert Livres noch wohlfeil zu nennen, und bei achthundert soll es demgemäß bleiben. Ich zweifle nicht, daß es ihm ganz einerlei sein wird“ — ein Schluß, welchem Oberst Jones, wenn er deßwegen gefragt worden wäre, vollkommen beigestimmt haben würde.

Der nächste Besuch unserer Reisenden galt dem Thore des Britischen Gesandtschaftshotels, wo der Oberst, nachdem er gefragt, ob seine Lordschaft zu Hause sei, und darauf natürlich eine verneinende Antwort erhalten hatte, seine Karte mit der Bitte abgab, sie dem Gesandten einzuhändigen, so daß, als gleich darauf Madame Coulin ankam, um ihre Erkundigung einzuziehen, der Portier darauf vorbereitet war, zu sagen, er glaube, der

Herr sei ein Bekannter von seiner Excellenz, denn er sei so eben da gewesen, um einen Besuch zu machen.

Der Beistand des würdigen Vetters Truchet und der Schwester Madame Doricourt, ward zunächst in Requisition gesetzt, und der Oberst stellte seiner schönen Begleiterin vor, daß es räthlich sein werde, wenn sie sich an den Sammelplätzen der vornehmen Welt nicht eher zeigten, als bis mit Hilfe des Geschmacks und der Wissenschaft dieser bewundernswürdigen Künstler ihre äußere Erscheinung vollkommen modernisirt sei. Sie beschränkten sich demgemäß auf die obscureren Theile der Stadt, und dinirten in einem gewöhnlichen Speisehause, worauf der Oberst Miß Jones nach dem Hotel der Madame Coulin führte, die sie mit der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit empfing. Er selbst begab sich nach einem Spielhause im Palais-Royal, um daselbst seinen Abend zu beschließen.

Den zweiten Tag, nachdem sie sich gebührend ausstaffirt hatten, begaben sie sich zur gewohnten Promenadenstunde nach den Tuilerieen, wo die überirdischen Reize der Miß Jones bald einen solchen Schwarm von Bewunderern anlockten, daß ihnen endlich geradezu der Weg versperrt ward.

„Welche überschwängliche Schönheit!“ rief der Eine.

„Wer ist sie denn?“ fragte ein Anderer.

„Kennt Niemand den Namen dieses göttlichen Wesens?“ rief ein Dritter.

„Ich glaube, es ist eine Engländerin,“ sagte ein Vierter.

„Eine Ausländerin ist sie auf jeden Fall,“ sagte ein Fünfter — kurz, die ganze Aristokratie kam in Bewegung.

„Was giebt es denn?“ fragte der Herzog von Rochechouart, der in diesem Augenblicke aus dem Palaste trat.

„Die unvergleichlichste Schönheit ist soeben erschienen,“ antwortete der Graf d'Armagnac, „und wir können nicht ermitteln, wer sie ist.“

„Wo ist sie denn?“ fragte der Herzog.

„Gleich da vorn,“ antwortete de l'Orme. „Der Mann, der sie begleitet, sieht aus, wie ein Bummler.“

„Sie muß aus der Provinz sein,“ sagte Rochechouart, indem er sie durch sein Glas betrachtete.

„Sie hat keine Tournüre, das gebe ich zu,“ antwortete d'Armagnac, „aber ihr Gesicht ist himmlisch.“

„Wir wollen sehen,“ sagte Rochechouart ruhig und mit der Miene eines Mannes, welcher entschlossen ist, das auszuführen, was er einmal unternimmt. Er schritt schnell vor, so daß er dicht hinter den Obersten und seine schöne Begleiterin kam, und wußte geschickt

den Griff seines Degens in die Draperie von Miß Jones' Kleid zu verwirren.

„Ich bitte tausend Mal um Verzeihung," rief er, indem er seinen Hut auf die unwiderstehlichste Weise von der Welt abnahm und einen Kopf zeigte, dessen sich ein Adonis nicht zu schämen gebraucht hätte, während er, indem er that, als ob er den Degen losmachen wollte, denselben nur noch mehr in die Draperie verwirrte — — „ich bin wirklich in Verzweiflung."

„Miß Jones spricht nicht französisch," antwortete der Oberst, welcher das Manövre mit leichter Mühe durchschaute; „außerdem würde sie sich gewiß glücklich schätzen, Ihre Entschuldigungen anzunehmen."

„Sie sind außerordentlich gütig," entgegnete Rochechouart. „Ich bin so glücklich, ein wenig Englisch zu sprechen, denn ich war kurze Zeit Gesandter in Ihrem Lande; freilich habe ich mich mit der Sprache nicht so vertraut gemacht, wie ich wohl hätte thun können, was ich allemal bedaure, wenn ich das Glück habe, einer Ihrer reizenden Landsmänninnen zu begegnen. Jones," fuhr er dann fort, „Jones — ich weiß gewiß, daß ich eine Familie dieses Namens in England kennen gelernt habe."

„Das ist sehr wahrscheinlich," antwortete der Oberst. „Unser Name ist, wenn ich mir erlauben darf, es zu sagen, in den meisten Gegenden der Insel sehr wohl bekannt."

„Und Sie sind wohl erst vor Kurzem in Paris angekommen?“ sagte Rochechouart; „und diese junge Dame ist Ihre Tochter?“

„Miß Jones ist meine Nichte,“ antwortete der Oberst. „Wir kamen vor drei Tagen hier an und logiren in dem Hotel Marboeuf, Rue Saint-Honoré.“

„Wo, wie ich hoffe, Mademoiselle mir erlauben wird, ihr meine Ehrfurcht zu bezeigen,“ entgegnete Rochechouart, indem er dem Obersten seine Karte überreichte.

„Es wird uns sehr angenehm sein,“ entgegnete der Oberst, und nach einer nochmaligen eleganten Begrüßung entfernte sich Rochechouart, und suchte seine Freunde wieder auf.

„Nun!“ rief d'Armagnac, „ich wette, Sie haben den Namen dieser Gottheit doch nicht erfahren.“

„Dann werden Sie die Wette verlieren,“ entgegnete der Herzog. „Ihr Name ist Jones — sie ist die Nichte des Mannes, der sie begleitet — sie ist vor drei Tagen hier angekommen, und wohnt in dem Hotel Marboeuf, wo ich morgen die Ehre haben werde, mich zu präsentiren.“

„Zum Teufel!“ rief d'Armagnac, „und das haben Sie Alles schon herausbekommen?“

„Das sieht ihm ähnlich,“ murmelte de l'Orme; „da hat er wieder Eine geangelt, und es wird ihr gehen, wie den andern.“

Mittlerweile hatten die Reisenden die Karte mit unendlichem Vergnügen studirt.

„Ein Herzog!“ sagte Miß Jones. „Ich habe in meinem Leben noch keinen Herzog gesehen.“

„Ein Herzog ist er allerdings,“ antwortete der Oberst, „und einer der ersten Herzöge in Frankreich, das kann ich Ihnen versichern. Jung, schön und verteufelt reich, das bezweifle ich nicht. Wie gefällt er Ihnen, anstatt des alten Marquis?“

„Aber vielleicht gefalle ich ihm nicht,“ sagte Miß Jones.

„O dafür stehe ich,“ entgegnete der Oberst. „In welcher Absicht wollte er uns denn sonst besuchen? Mich zu sehen, ganz gewiß nicht, das will ich beschwören.“

Den nächsten Morgen ging der Oberst eine Zeitlang mich sich selbst zu Rathe, ob es räthlicher sein würde, den Besuch des Herzogs abzuwarten, oder auszugehen, und es Miß Jones zu überlassen, ihn allein zu empfangen, und nach vorsichtiger Berechnung aller Wahrscheinlichkeiten beschloß er, das Letztere zu thun. Miß Jones war für eine extemporirte Miß Jones außerordentlich gewandt, und besaß viel natürliches Talent zu ihrer Rolle, und obschon sie ganz gewiß sehr unwissend, und der Herzog sehr bezaubernd war, so rechnete der Oberst dennoch darauf, daß es ihrer Schönheit und

ihrem Ehrgeize gelingen werde, den Herzog anzulocken und zu fesseln.

„Monsieur le Duc de Rochechouart," sagte Grosbois, der französische Diener, den der Oberst engagirt hatte, indem er die Thür aufwarf und den vornehmen Besuch einführte.

„Ich bin entzückt," sagte der Herzog, indem er sich auf die galanteste Weise verneigte.

Miß Jones erhob sich und machte einen Knix.

„Und ist dies der erste Besuch, den Mademoiselle in Paris abstattet," sagte er, indem er neben ihr Platz nahm.

„Ja, Sir," antwortete Miß Jones; „ich war noch nie hier."

„Ich schmeichle mir, daß es Ihnen sehr gefallen wird, wenn Sie erst mehr gesehen haben," sagte Rochechouart. „Es geht Nichts über Paris. In der Oper sind Sie wohl noch nicht gewesen?"

„Ich glaube nicht," antworte Miß Jones. „Was ist das für ein Ort?"

„Wie?" rief der Herzog, „Sie haben noch niemals eine Oper gesehen?"

„Ich glaube nicht," antwortete sie. „Was ist denn das — eine Oper?"

„Seltsam," sagte er, „Sie sind wahrscheinlich in einem Kloster erzogen, Mademoiselle?"

„Ich bin in Mapleton erzogen,“ antwortete Miß Jones.

„Ist Mapleton ein Kloster?“ fragte der Herzog.

„Ich weiß es nicht genau,“ antwortete Miß Jones. „So viel ich weiß, ist es ein Dorf.“

„Sie hat nicht einmal den gewöhnlichen Verstand,“ dachte Rochechouart. „Schön wie ein Engel, aber dumm wie ein Schaf.“

„Aber was ist denn ein Kloster?“ fragte Miß Jones.

„Ah, jetzt fällt mir ein,“ sagte der Herzog, „Sie haben in Ihrem Lande keine. Ein Kloster ist ein Haus, wo wir hübsche junge Damen einsperren, damit sie sich nicht verlieben.“

„Aber das muß sie nur um so geneigter machen, sich zu verlieben, wenn sie wieder herauskommen,“ sagte Miß Jones.

„Sie ist doch nicht so albern, als ich dachte,“ sagte Rochechouart bei sich selbst; „sie ist blos unwissend.“

„Ich glaube, Sie haben Recht,“ setzte er dann laut hinzu, „aber wir lassen sie nicht eher heraus, als bis sie heirathen — darnach jedoch können sie sich verlieben, so viel sie Lust haben.“

„Wirklich?“ sagte Miß Jones, und riß vor Erstaunen die Augen weit auf.

„Allerdings,“ antwortete er. „Es ist einmal so Sitte; sie machen's Alle so.“

„Wirklich?“ rief Miß Jones, immer mehr erstaunend.

„Wie kann es anders sein?“ sagte der Herzog. „Ohne Liebe ist kein Leben, wissen Sie.“

„Also kommt hier nichts darauf an, wen man heirathet,“ entgegnete Miß Jones, „wenn man sich später verlieben kann, in wen man will.“

„Ganz richtig,“ antwortete Rochechouart; „eine junge Dame heirathet natürlich, um versorgt zu werden — um des Vermögens oder Titels willen, und nachdem sie sich das verschafft, was unumgänglich nöthig ist, muß sie sich natürlich durch einen Liebhaber über das Opfer trösten, welches sie gebracht hat.“

„Aber die Männer, welche Vermögen und Titel besitzen, sind zuweilen selbst jung und schön,“ sagte Miß Jones, indem sie den Herzog ansah. „Wie ist es dann? Heirathen diese nicht?“

„Zuweilen heirathen wir allerdings auch,“ antwortete Rochechouart.

„Und lieben Ihre Frauen Sie auch?“ fragte sie.

„Manchmal,“ sagte er, „ein wenig, aber es dauert nicht lange.“

„Und weßhalb heirathen Sie denn? Um der Liebe willen?“ fragte Miß Jones.

„Zuweilen,“ sagte er, „gewöhnlich aber um der Verwandtschaft oder um des Reichthums willen. Aber

meine schöne Dame," fuhr er fort, als er bemerkte, daß Miß Jones durch dieses Geständniß eben nicht angenehm berührt zu werden schien, „obschon wir selten um der Liebe willen heirathen, so lieben wir doch sehr oft, ohne zu heirathen — mit Einem Worte, das Heirathen hat mit der Liebe nichts zu thun."

„Aber es hat etwas mit der Versorgung zu thun, von welcher Sie sprachen," antwortete Miß Jones.

„Ei seht, sie greift mich mit meinen eigenen Waffen an," dachte Rochechouart.

„Sehr wahr," sagte er, „und wir opfern zuweilen den Eigennutz der Liebe."

„Würden Sie das auch thun?" fragte Miß Jones mit der größten Einfalt, die man sich denken kann.

Dem Herzoge ward es, trotz seiner Gewandtheit, nicht leicht, diese Frage zu beantworten.

„Hm — unmöglich ist es nicht," sagte er; „wenn die Versuchung groß ist, würde ich es vielleicht thun;" und aus seinen schönen schwarzen Augen strahlte ein tausendfacher Blick der Liebe.

Er hatte den rechten Fleck getroffen. Miß Jones schlug ihre schönen blauen Augen nieder und eine zarte Röthe übergoß ihre schönen Wangen.

„S'ist eine Krisis," dachte der Herzog, „und ich muß diese Gelegenheit benutzen, um mich zu entfernen."

„Ich hoffe, die Ehre zu haben, Mademoiselle heute

Abend in meiner Loge zu sehen," sagte er, indem er aufstand, um Abschied zu nehmen. „Einer meiner Wagen wird stets zu Ihren Befehlen stehen und um acht Uhr bei Ihnen vorfahren, um Sie nach dem Theater zu bringen. Da ich heute Dienst im Palast habe und an der königlichen Tafel speisen muß, so komme ich vielleicht etwas spät, aber ich werde die Ehre haben, mich, sobald ich abkommen kann, zu Ihnen zu verfügen. Also auf Wiedersehen heute Abend."

„Es ist sonderbar," dachte er, als er in seinem Wagen hinwegfuhr. „Ihre Schönheit ist außerordentlich und dennoch besitzt sie nicht die geringste Erziehung und hat die Manieren einer Bäuerin. Ich zweifle sehr, daß dieser Mann ihr Onkel ist. Warum läßt er sie allein, da er doch wußte, daß ich kommen würde? Dahinter steckt ein Geheimniß, welches ich ergründen muß." —

„Nun, Rochechouart," sagte d'Armagnac, den er gleich darauf im Palaste traf, „wie gefällt Ihnen Ihre Göttin?"

„Sie ist wahrhaft himmlisch," antwortete Rochechouart, dem es nicht einfiel, den Werth seines eigenen muthmaßlichen Triumphes herabsetzen zu wollen und der zu diesen Bestrebungen öfter durch den thörigten Ehrgeiz, es seinen Kameraden zuvorzuthun und durch den Wunsch, ihnen zu zeigen, daß er Alles, was er sich vor-

nehme, auch durchsetzen könne, als durch seine eigenen Leidenschaften oder Neigungen veranlaßt ward.

„Sie ist reizend und ihre Einfalt ist eben so bezaubernd als ihre Schönheit.“

„Ich habe auch die Bekanntschaft des Onkels gemacht,“ sagte d’Armagnac, „und er hat mich eingeladen, ihn zu besuchen.“

„Er hat Sie eingeladen?“ sagte Rochechouart und verrieth, daß diese Mittheilung ihn eben nicht angenehm berührte.

„Warum nicht?“ sagte d’Armagnac.

„Es wird Ihnen nichts helfen,“ antwortete Rochechouart, „denn sie versteht kein Wort französisch und Sie sprechen nicht englisch.“

„Bah!“ sagte d’Armagnac, „was thut das? Glauben Sie, ich könne mit einer schönen Dame nicht ohne Grammatik und Dictionnaire sprechen?“

„Nun,“ sagte Oberst Jones zu der jungen Dame, als er nach Hause zurückkehrte, „wie gefällt Ihnen der Herzog?“

„Er gefällt mir sehr gut.“

„Und sagte er Ihnen, daß Sie ihm auch gefielen?“ fragte der Oberst.

„Ich glaube es,“ antwortete die Nichte, „aber ich weiß nicht gewiß, ob er mich heirathen will.“

„Ueberlassen Sie das nur mir,“ entgegnete der

Onkel. „Wenn Sie vorsichtig zu Werke gehen, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß wir ihn dazu bringen.“

„Gut, denn sonst mag ich nichts von ihm wissen,“ antwortete Miß Jones. „Vielleicht wäre es doch besser, wenn wir sofort weiter reis'ten nach Bordeaux zu dem alten Marquis. Mr. Gaveston sagte, dieser würde mich ganz gewiß heirathen.“

„Das kann wohl sein, aber gewiß wissen wir's doch nicht,“ entgegnete der Oberst. „Und auf alle Fälle ist ein junger Herzog in der Hand mehr werth, als ein alter Marquis, der siebzig Meilen weit entfernt ist. Uebrigens werden sich noch Dutzende andere Liebhaber einfinden, denen Sie die Bedingungen vorschreiben können. Wenn der Eine nicht anbeißen will, so wird es der Andere thun. Morgen wird schon wieder einer hierher kommen, der Graf d'Armagnac, gerade so ein flottes Herrchen wie der Herzog.“

Schlag acht Uhr fuhr eine elegante Equipage mit zwei gepuderten Lakaien in prachtvollen Livreen an der Thür des Hotel Marboeuf vor.

„Der Wagen des Herzogs von Rochechouart,“ sagte Grosbois, und der Oberst reichte der jungen Dame den Arm, führte sie hinunter an den Wagen, der, nachdem sie beide darin Platz genommen, abfuhr.

„Geleimt, wie der Vogelsteller sagte,“ murmelte

Grosbois bei sich selbst, als er an dem Thor stand und dem Wagen nachschauete.

„Kommen Sie doch ein wenig herein, Monsieur Grosbois," sagte Madame Coulin, als er an der Thür ihres Entresols vorüberging; „kommen Sie herein und genießen Sie ein Gläschen."

„Sie sind sehr freundlich, Madame," antwortete Grosbois, indem er der Einladung folgte.

„Hier, Monsieur Grosbois," sagte sie, indem sie ihm ein Glas vorsetzte, „kosten Sie einmal diesen Kirschbranntwein, den ich selbst fabricirt habe. Ich schmeichle mir, daß er nicht schlecht ist."

„Er ist ausgezeichnet," sagte Grosbois; „er könnte nicht besser sein."

„Trinken Sie noch eins," sagte Madame Coulin, „und ich werde auch eins mit trinken. Ah, er ist wirklich nicht schlecht! Nun, Monsieur Grosbois," fuhr sie fort, indem sie beide den Likeur nippten, „da oben, dächte ich, ginge es ziemlich hoch her. Das war eine herzogliche Equipage, wenn ich nicht irre."

„Rochechouart, der Schelm," entgegnete Grosbois; „er ist wirklich ein außerordentlicher Mensch; er verschlingt die jungen Mädchen, wie ein Menschenfresser."

„Aber der Onkel!" sagte Madame Coulin, „was sagt der dazu? Als Offizier und noch dazu als Oberst?"

„Was den Onkel betrifft," sagte Grosbois, „so

weiß ich wirklich nicht recht, was ich von ihm denken soll, denn, Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich habe entdeckt, daß er nicht mehr als drei Hemden hat, und selbst diese tragen unverkennbare Spuren eines sehr ehrwürdigen Alters."

„O mein Himmel, Monsieur Grosbois!" rief Madame Coulin, „Sie erschrecken mich zu Tode — er hat nur drei Hemden und miethet meine erste Etage!"

„Es ist nur zu wahr," antwortete Grosbois, „und eben so vermuthe ich, daß es auch mit der Garderobe der jungen Dame nicht zum Besten bestellt ist."

„Ach du mein Himmel!" rief Madame Coulin, „was muß ich hören! Welche Meinung kann man von Leuten hegen, die so schlecht mit Wäsche versehen sind?" —

„Allerdings," antwortete Grosbois, „kann man nicht viel Respekt vor einem Manne haben, der nur drei Hemden besitzt."

Mittlerweile fuhren Onkel und Nichte nach dem Theater und wurden von Dillon, dem Diener des Herzogs, einem Engländer, der deßhalb beauftragt war, in der Nähe der jungen Dame zu bleiben, bis der Herzog selbst kommen würde, in die Loge desselben geführt, und wenn sie über den Glanz des Schauspieles erstaunte, welches sich ihr hier zum ersten Male darbot, so brachten ihre Schönheit und ihr Erscheinen in der Loge des Her-

zogs auf die Zuschauer keine geringere Wirkung hervor. Die rechtschaffenen Leute bemitleideten sie und die jungen Wüstlinge beneideten ihn.

„Wie Schade!“ riefen die ersten, indem sie ihre Gläser nach der Loge richteten, in der sie sich befand — „so jung, so schön! Und allem Anscheine nach so unschuldig!“

„Was für ein Glückspilz dieser Rochechouart ist!“ riefen die zweiten. „Hier sehen wir eine junge Schönheit, die erst seit drei Tagen in Paris ist, von deren Existenz er vor wenigen Stunden selbst noch nichts wußte, und schon zappelt sie in seinem Netze. Er muß irgend ein Geheimniß besitzen — die Täubchen fliegen ihm so zu sagen von selbst in den Rachen.“

„Keckheit und Schnelligkeit — das sind seine Geheimnisse,“ sagte der alte Marquis de Plangy. „Er nimmt die Festung, während Ihr Euch noch nach den Pontons und Sturmleitern umschaut.“

„Das ist wahr,“ sagte d'Armagnac. „Von Anfang an stand die Partie mit uns Allen gleich, das Terrain war uns Allen geöffnet, aber während wir hin und her gestritten haben, wer sie sei und woher sie komme, stattet ihr Rochechouart einen Besuch ab und überredet sie, seinen Wagen und seine Loge anzunehmen.“

„Ich glaube, er hätte das Zeug zu einem guten Feldherrn," sagte de l'Orme.

„Ja, das glaube ich auch," antwortete de Plangy. „Ich bin alt und werde es vielleicht nicht erleben, aber Sie werden finden, daß, wenn Rochechouart sich der ungesunden Elemente entschlagen hat, die seinen Charakter entstellen, er ein ganz anderer Mann werden wird. Es steckt der Keim zu vielem Guten in ihm, derselbe wird aber durch seine Leidenschaften und seine Eitelkeit immer noch erstickt."

„Ich hätte Lust," sagte de l'Orme, „mich der jungen Dame vorzustellen, ehe Rochechouart kommt."

„Sie werden besser thun, wenn Sie bleiben, wo Sie sind," sagte d'Armagnac. „Ich habe mein Glück schon versucht, und dieser Schuft der Dillon schlug mir buchstäblich die Thür vor der Nase zu, indem er erklärte, er habe den strengsten Befehl vom Herzog, keinen Menschen einzulassen. „„Ich darf nicht,"" sagte er, „„die Befehle meines Herrn waren ganz bestimmt und erstrecken sich auch auf Sie, Herr Graf.""

„Dann ist er seiner Sache noch nicht sicher und es ist vielleicht noch nicht zu spät, gegen ihn in die Schranken zu treten," sagte de l'Orme.

„Schaut, schaut!" riefen mehrere Stimmen, „so eben ist Rochechouart angekommen. Nun werden wir sehen, wie sie ihn empfängt."

„Es ist herrlich! Sie ist sogar aufgestanden, um ihn zu begrüßen!“ sagte de l'Orme. „Es ist klar, daß sie sich noch niemals in der Gesellschaft bewegt hat.“

„Aber sie ist wirklich reizend!“ sagte der alte Marquis. „Ich gebe zu, daß sie nicht die Grazie einer Herzogin besitzt, aber dagegen besitzt sie die ländliche Grazie in ihrer höchsten Vollendung; es ist die Grazie einer Milchmagd.“

„So heißt auch das Ballet, welches heute Abend gegeben wird,“ sagte d'Armagnac.

„Und glauben Sie mir,“ sagte de Plangy, „wenn die Tänzerin die einfache Anmuth dieser Engländerin nachahmen könnte, so würde ihre Leistung eine vollkommene sein.“

„Ich will Ihnen den Inhalt des Stückes erklären, welches wir jetzt aufführen sehen werden,“ sagte der Herzog zu Miß Jones. „Es heißt La Belle Laitière oder die schöne Milchmagd.“

„Wirklich?“ sagte Miß Jones, indem sie ihn ansah. —

„Ja,“ entgegnete er, „so heißt es. Es ist seit einiger Zeit ein sehr beliebtes Stück geworden, und die Tänzerin, welche die Nina, die Heldin, spielt, ist außerordentlich gewandt. Da kommen sie; die ist es mit den Milcheimern in der Hand. Der junge Mann, welcher hinter ihr her kommt, ist ein Schäfer, der sie

innig liebt, aber sie verschmäht ihn. Sehen Sie, er knieet vor ihr nieder, aber sie ist unerbittlich. Sehen Sie jetzt den Cavalier, der sich im Hintergrunde der Bühne zeigt und sie belauert; dies ist ein Prinz, der, durch ihre Reize bezaubert, sich verkleidet hier eingefunden hat, um sie aufzusuchen."

„Will er sie heirathen?" fragte Miß Jones.

„Zum Teufel!" murmelte Rochechouart. „Sie werden es sogleich sehen," sagte er dann. „Jetzt, sehen Sie, knieet er vor ihr nieder und schwört ihr ewige Liebe. Ah, sie sagt, er müsse es dadurch beweisen, daß er sie zur Prinzessin mache."

„Und wird er das thun?" fragte Miß Jones.

„Er sagt, sie solle die Herrin seines Herzens werden, aber heirathen könne er sie nicht, weil er Prinz sei."

„Dann würde ich auch kein Wort weiter von ihm hören mögen, wenn ich an ihrer Stelle wäre," sagte Miß Jones.

„Das denken Sie," sagte Rochechouart, „aber Sie würden nicht anders können."

„O ja, das würde ich," antwortete die junge Dame.

„Wenn Sie liebten, gewiß nicht," sagte er zärtlich.

„Aber ich liebe ja nicht," antwortete Miß Jones.

„Das ändert die Sache allerdings," sagte der Herzog. „Es ist seltsam," dachte er, „sie ist ganz anders,

als die Frauen, die ich bis jetzt kennen gelernt.“ Er versank in Gedanken und vergaß eine Zeitlang, in seiner Erklärung des Ballets fortzufahren.

„Er ist fort,“ sagte Miß Jones.

„Wer?“ sagte der Herzog emporfahrend.

„Der Prinz,“ sagte sie. „Hat sie ihn fortgeschickt?“

„Ja,“ entgegnete Rochechouart, „sie hat ihn fortgeschickt und der Schäfer ist wieder zurückgekehrt, um sein Glück noch einmal zu versuchen, aber sie kann sich nicht überwinden, ihm Gehör zu schenken.“

„Ich wundere mich nicht darüber,“ entgegnete Miß Jones, „wer würde einem Schäfer Gehör schenken wollen, nachdem einem ein Prinz seine Liebe erklärt hat.“

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn,“ sagte Rochechouart lebhaft.

„Gnädiger Herr,“ sagte Dillon, indem er die Thür der Loge öffnete, „der Graf d'Armagnac ist hier und will durchaus herein.“

„Hast Du nicht positiven Befehl von mir, Niemanden einzulassen, wer es auch sei?“ sagte der Herzog.

„Sehr wahr, gnädiger Herr,“ sagte Dillon, „aber der Herr Graf will sich einmal durchaus nicht abhalten lassen.“

„Das heißt wohl in Deiner Sprache so viel, als daß er Dir so eben fünf Guineen in die Hand gedrückt hat, nicht wahr?“ sagte Rochechouart.

„Auf meine Ehre, gnädiger Herr," sagte Dillon, indem er die Hand auf's Herz legte.

„Nun so müssen wir ihn wohl hereinlassen," sagte Rochechouart.

„Dies ist der Herr, von welchem ich Dir erzählte," sagte der Oberst zu seiner Nichte. „Der Graf d'Armagnac, Miß Jones."

D'Armagnac konnte nicht englisch sprechen, aber er war sehr schön und äußerst geschmackvoll gekleidet, und wenn er keinen wirksamen Gebrauch von seiner Zunge machen konnte, so waren seine Augen dafür um desto beredter.

„Aber sehen Sie," sagte Rochechouart, „wir vergessen ganz und gar unser Ballet."

„Der Prinz liegt wieder zu ihren Füßen," sagte Miß Jones; „er hat aber seine Kleidung gewechselt."

„Er hofft in seinem gegenwärtigen glänzenden Costüm glücklicher zu sein," sagte Rochechouart.

„Aber sie schickt ihn ja wieder fort," sagte Miß Jones. „Und sehen Sie, zuletzt nimmt sie doch noch den Bauer. Also will sie der Prinz nicht heirathen."

„Nein," entgegnete Rochechouart. „Er sagt, er würde es thun, wenn die Umstände es erlaubten. Aber er kann nicht."

„Na, ich würde diesen Schäfer mit seinen groben Kleidern und seinem Krummstabe nicht geheirathet haben,

und wenn er in alle Ewigkeit liegen geblieben wäre," rief Miß Jones.

„Ganz gewiß nicht," entgegnete Rochechouart. „Ich wußte schon, daß Sie sich zu Gunsten des Prinzen erklären würden."

„Ich erkläre mich nicht zu Gunsten des Prinzen," sagte die junge Dame; „ich würde sie noch weit mehr getadelt haben, wenn sie diesem Gehör geschenkt hätte."

„Nun?" fragte Rochechouart, „was hätte sie denn nach Ihrer Meinung thun sollen?"

„Sie hätte auf einen andern Prinzen warten sollen," entgegnete Miß Jones, indem sie nach d'Armagnac hinblickte; „es giebt mehr Prinzen auf der Welt als einen." —

Elftes Kapitel.

Susanne findet wieder ein Unterkommen. — Der verlorene Brief.

Mit traurigem, furchtsamem Herzen pochte Susanne an die Thür ihrer Freundin, denn so schlimm ihre Lage auch gewesen war, als sie an Frau Dobbs schrieb, so war sie doch jetzt, wegen des Verlustes ihrer Kleider und ihres Geldes, noch viel schlimmer, und Susanne fühlte sich gekränkt und gedemüthigt, in einem solchen armseligen Zustande vor ihrer Freundin zu erscheinen.

Ihr erster Empfang war nicht geeignet, sie zu ermuthigen, denn der naseweise Laufbursche, welcher auf das Pochen erschien, schlug, als er sah, wer gepocht hatte, ihr die Thür vor der Nase zu und sagte, sie solle im Hintergebäude nachfragen. Susanne sah sich eben noch nach diesem um, als eine wohlbekannte Stimme, welche einem Fleischerjungen befahl, die Beef-

steaks nicht zu vergessen, ihre Augen nach der rechten Richtung lenkte, und eine Minute später hatte sie Frau Dobbs begrüßt und saß behaglich am Küchenfeuer.

„An dem Verluste Deines Koffers bin ich Schuld und kein Mensch weiter," sagte Frau Dobbs. „Ich hätte Dich auffordern sollen, mir zu schreiben, mit welchem Wagen Du kämest, und dann hätte ich Jemanden zum Abholen schicken sollen. Wie konntest Du wissen, was für Ränke dieses Londoner Gesindel im Schilde führt. Du lieber Gott, es gehört ein ganzes Menschenleben dazu, um da gewitzt zu werden. Indessen, wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten, und geschehene Dinge lassen sich einmal nicht ändern, also ist es am besten, sich weiter nicht darüber abzujammern. Ich habe schon Aussicht, Dich wo in einen Dienst zu bringen, der als Anfang recht gut ist. Wenn einmal dieser ganze Trödel vergessen sein wird, so kannst Du Dich nach etwas Besserem umsehen und ich will Dir etwas Geld vorschießen, damit Du Dir kaufen kannst, was Du am nothwendigsten brauchst. Wenn Du Lohn bekommst, kannst Du mich ja wieder bezahlen."

Susanne war allerdings für diese Freundlichkeit dankbar, aber gab dennoch ihre Befürchtung zu erkennen, daß die Herrschaft, wenn sie ihren Namen höre, sich weigern würde, sie in Dienst zu nehmen.

„Das hast Du durchaus nicht zu fürchten,“ antwortete Frau Dobbs; „die Herrschaft wird mit meiner Empfehlung vollkommen zufrieden sein und weiter keine Fragen an Dich thun. Ihr Name ist Wetherall — er ist Secretair oder so etwas bei der Post und sie ist die Schwester der Frau unseres Bäckers. Ich treffe sie zuweilen, wenn ich in den Bäckerladen gehe, und auf diese Weise habe ich ihre Bekanntschaft gemacht. Bis jetzt haben sie blos eine Aufwartung in dem Hause gehabt, wo sie wohnten; neuerdings aber hat er eine beträchtliche Gehaltszulage bekommen und daher haben sie sich ein kleines Haus in Woodstreet gemiethet und wollen selbst ein Dienstmädchen halten. Sie fragte mich neulich, ob ich ein passendes Mädchen für sie wüsse, und da ich mir gleich dachte, daß Du einen solchen Dienst gern annehmen würdest, so sagte ich, ich kennte eine. Du wirst freilich alle Hausarbeit machen müssen und der Lohn ist gering, aber zum Anfang mußt Du in einen sauern Apfel beißen.“

Susanne war zu froh, in einen anständigen Dienst zu kommen und dadurch den Fluch zu heben, den, wie sie fürchtete, das Schicksal über ihre redlichsten Bemühungen ausgesprochen, als daß sie Einwendungen gemacht hätte. Am Abend daher, als Frau Dobbs Zeit hatte, sie zu begleiten und vorzustellen, machten sie

sich unverweilt auf den Weg, damit ihnen nicht etwa eine andere Candidatin zuvorkommen möchte.

Ganz wie Frau Dobbs vorausgesagt hatte, wurden von der Dame keinerlei Einwendungen erhoben, und da Susanne natürlich auch keine machte, so war das Uebereinkommen bald abgeschlossen, welchem zu Folge sie schon den nächsten Tag ihren Dienst antreten sollte. Dies geschah auch, nachdem sie die Zwischenzeit bei ihrer Freundin zugebracht, die natürlich nicht wenig begierig war, genaue Auskunft über den Stand der Dinge in Oakfield zu erhalten, ganz besonders aber über das, was Harry Leeson und seine Aussichten für die Zukunft betraf.

Man konnte sich unmöglich eine bessere Herrschaft denken als das Wetherall'sche Ehepaar, ebenso wie es unmöglich eine Dienerin geben konnte, die eifriger als Susanne bedacht gewesen wäre, ihrer Dienstherrschaft Alles an den Augen abzusehen.

Mr. Wetherall war ein kleiner, dicker Mann mit einem jovialen, obschon sehr blatternarbigen Gesicht; er lachte gern und war ein großer Freund von Späßen und Witzen aller Art. Mistreß Wetherall war eine schöne junge Frau von achtundzwanzig Jahren, etwas zur Wohlbeleibtheit geneigt, von vortrefflicher Gemüthsart und ihrem Gatten mit der zärtlichsten Liebe zugethan. Obschon ihre Mittel bis jetzt sehr beschränkt

gewesen waren, so hatten doch ihre Zufriedenheit und Heiterkeit sie speisen und kleiden helfen; nun aber, wo sie sich in besseren Umständen befanden, nahmen sie sich vor, sich etwas mehr, als sie seither gethan, nach Vergnügen und Gesellschaft umzusehen, wofür Beide natürliche Neigung hatten. Aus diesem Grunde, und sowohl um des Gewinnes als um des Vergnügens willen, nahmen sie einen Kostgänger in's Haus, einen Herrn Namens Lyon, welcher Musiker und bei einem der Theaterorchester angestellt war.

„Ich zweifle nicht,“ sagte Mr. Wetherall zu seiner Gattin, „daß wir an Lyon eine sehr gute Acquisition machen. Leute in seinen Verhältnissen sahen so viel vom Leben und wissen immer so viel lustige Geschichten zu erzählen, daß sie in der Regel die amüsantesten Käuze sind. Ueberdies, glaube ich, wird er Dir manchmal Theaterbillets geben können, und obschon ich nicht viel Zeit übrig habe, so habe ich deren doch mehr als früher, und ich hoffe, wir werden vielen Spaß haben.“

„Wir sind immer sehr froh und glücklich gewesen,“ entgegnete seine Gattin, „und haben kein Recht, uns zu beklagen; aber ich gestehe, daß ich gern ein wenig mehr Gesellschaft sehen möchte, als wir bis jetzt gesehen haben, und da wir keine Kinder zu versor-

gen haben, so sehe ich nicht ein, warum wir zu sparsam sein sollen."

„Das ist sehr richtig," antwortete ihr Gemahl, „und es wäre thörigt, das Eisen nicht zu schmieden, so lange es warm ist. Uebrigens wird es binnen Kurzem noch besser mit uns werden. Der arme Davenport steht schon mit Einem Fuße im Grabe; lange kann er es nicht mehr treiben und dann rückte ich wieder eine Stufe höher, und wenn Binghams Vater stirbt — und er hat schon zwei Mal böse Anfälle gehabt — so rücke ich wieder um eine Stufe, denn Tom nimmt natürlich sofort seine Entlassung, wenn er tausend Pfund jährliche Einkünfte und ein schönes Landhaus erbt. Ich denke daher, unsere schlimmsten Tage sind vorüber, und da es einmal angefangen hat, besser zu gehen, so glaube ich, es wird auch noch besser werden."

„Wenn wir keine schlimmeren Tage zu sehen bekommen, als wir bereits gesehen haben," sagte Mistreß Wetherall lächelnd, „so haben wir keinen Grund, uns zu beklagen."

Wie Mr. Wetherall vorausgesehen, erwies sich Mr. Lyon als eine außerordentliche Acquisition. Er war nicht blos selbst ein köstlicher Kerl, sondern er kannte auch eine Menge anderer köstlicher Kerle, welche alle eben so bereit waren, Mr. Wetherall's Bekannt-

schaft zu machen, als er die ihrige, und die Alle übereinstimmend erklärten, Mr. Wetherall sei ebenfalls ein köstlicher Kerl. Die Folge davon war, daß Sonntags Dinergesellschaft und drei, vier Mal wöchentlich Soupergesellschaften veranstaltet wurden, bei welchen Einer mit dem Anderen wetteiferte, der Lustigste zu sein und die witzigsten, spaßhaftesten Geschichten aufzutischen.

Diese Gäste waren größtentheils Schauspieler von untergeordnetem Range, welche, wenn sie auch auf der Bühne Niemand zum Lachen bringen konnten, doch Mr. Wetherall's Tafel auf's Angenehmste zu belustigen verstanden, und welche, wenn sie auch nicht selbst zu agiren verstanden, doch Die nachzuahmen wußten, die es konnten.

Der Wirth blieb in dieser Beziehung nicht weit hinter ihnen zurück — er konnte schreien wie ein Esel und krähen wie ein Hahn und noch viele andere amüsante Kunststücke ausführen, und da in Folge der Zurückgezogenheit, in welcher er bis jetzt gelebt, diese Talente bis jetzt noch gar keine Anerkennung gefunden hatten, so war er um so empfänglicher für die Ehre und den Ruhm, sie jetzt vor wirklichen Professoren der Kunst, spaßhaft zu sein, produciren zu können, besonders da der Beifall, den sie erweckten, sicher, laut und anhaltend war. Es ist so leicht, eine Gesellschaft köstlicher Kerle an einer gutbesetzten Tafel zu amü-

siren, wenn sie keine andere haben, an die sie sich setzen können.

Unglücklicher Weise haben diese Freuden, wie die meisten andern, auch ihr Unangenehmes. Es ist unmöglich, eine Gesellschaft köstlicher Kerle vier oder fünf Mal wöchentlich ohne Kosten zu bewirthen, und wie unaristokratisch auch die Getränke sein mochten, so ist es doch eben so unmöglich, eine bedeutende Menge Flüssigkeiten zu consumiren, ohne zugleich eine bedeutende Kasse flüssig zu machen. Nachdem die Sache einige Monate so fortgegangen war, begannen der Fleischer und der Bäcker sehr ungestüm zu werden, und Mr. und Mistreß Wetherall verriethen ganz besonderes Mißfallen, wenn Susanne ihnen gewisse kleine Billets überreichte, die jetzt fast alle Tage einliefen.

Gleichzeitig hörte der Mann, der die Schenkwirthschaft an der Ecke betrieb, auf, Mr. Wetheralls Morgengruß, wenn derselbe vorbei ging, zu erwidern und machte eben so den abendlichen Unterhaltungen über den Stand der Politik und des Wetters ein Ende. Es dauerte daher nicht lange, so wendete sich der Postsecretair, wenn er sein Haus verließ, nach links anstatt nach rechts, und machte lieber einen Umweg, um nur nicht dem einst so artigen und jetzt so unhöflich gewordenen Schenkwirth vor die Augen zu kommen.

Wenn es in einer Haushaltung einmal so weit

gekommen ist und dann nicht eine kräftige Anstrengung nach der entgegengesetzten Richtung hin gemacht wird, so wird es sehr bald noch schlimmer, und da weder Mr. noch Mistreß Wetherall den Muth besaßen, ihren lustigen Freunden die Thür zu verschließen oder den Strom ihrer Gastfreundschaft ein wenig einzudämmen, so ward ihre Lage täglich mißlicher und sie sahen sich von gänzlicher Zerrüttung bedroht.

So standen die Dinge, als Susanne eines Morgens, als sie den Kamin des Zimmers säuberte, in der Asche die Ueberreste eines Briefes fand, welcher zerrissen und in das Feuer geworfen worden zu sein schien, aber von den Flammen blos halb verzehrt worden und dann zwischen den Stäben des Rostes hindurch gefallen war. Sie war eben im Begriff, die Papierfetzen zum Anbrennen des neuen Feuers zu benutzen, als die Worte „Harry Leeson" ihr in's Auge fielen und sie bewogen, genauer nachzusehen. Aber mit Ausnahme der ersten Silbe des Wortes „Oakfield" und eines Theils der Adresse, welche nach Parliamentstreet gelautet zu haben schien, war nichts weiter übrig, was über den Schreiber des Briefes oder dessen Inhalt hätte Aufschluß geben können. Die Handschrift war jedoch eine so eigenthümliche, daß Susanne selbst in diesen wenigen Worten die Hand des Kellermeisters Jeremias zu erkennen glaubte.

Aber wie konnte ein Brief, von dem würdigen Kellermeister an Frau Dobbs adressirt, ohne Susannens Vorwissen in Mr. Wetheralls Kamin gerathen sein? Dies konnte nur dann geschehen sein, wenn der Brief, während sie einmal ausgegangen, abgegeben, unter Mistreß Wetheralls Papiere gerathen und aus Versehen zerrissen worden war. Sie entschied zuletzt bei sich selbst, daß dies der Fall gewesen sein müsse, und da sie es natürlich sehr bedauerte, auf diese Weise eine Gelegenheit, etwas von ihrem geliebten Harry zu erfahren, eingebüßt zu haben, so beschloß sie, so bald als möglich nach Parliamentstreet zu gehen und sich bei Frau Dobbs des Näheren zu erkundigen.

Da jedoch die Entfernung bedeutend und die Augenblicke, wo sie abkommen konnte, sehr selten waren, so vergingen einige Wochen, ehe es ihr möglich ward, ihren Vorsatz auszuführen, bis endlich eines Sonntags Abends die Sache sich dadurch erledigte, daß Frau Dobbs selbst erschien.

„Das ist ein schöner Wirrwarr,“ sagte sie, indem sie sich in Susannens Küche niedersetzte. „Hast Du nichts von Jeremias gehört?“

„Nein,“ entgegnete Susanne; „das ist es eben, worüber ich mit Euch sprechen wollte.“

„Worüber?“ fragte Frau Dobbs.

„Ueber den Brief von Jeremias,“ antwortete

Susanne. „Habt Ihr ihn denn selbst hier abgegeben oder durch Jemanden hergeschickt?“

„O, Du hast ihn also erhalten?“ sagte Frau Dobbs.

„Ich nicht,“ entgegnete Susanne, „ich habe ihn nicht bekommen und möchte eben wissen, wem Ihr ihn gegeben habt.“

„Ich weiß nicht, was Du willst,“ sagte Frau Dobbs mit verdutzter Miene. „Wenn Du ihn nicht bekommen hast, woher weißt Du dann etwas von einem Briefe überhaupt?“

„Weil ich zerrissene und halbverbrannte Fetzen davon unter dem Feuerroste fand,“ antwortete Susanne. „Hier sind sie,“ und damit legte sie Frau Dobbs die aufgefundenen Stückchen vor.

„Na, das ist mir eine närrische Geschichte!“ sagte Frau Dobbs; „das ist ganz gewiß Jeremias' Hand, aber wie um aller Welt willen ist der Brief hierher gekommen?“

„Habt Ihr ihn denn nicht hergeschickt?“ fragte Susanne.

„Bewahre!“ entgegnete Frau Dobbs. „Ich sage Dir, ich habe ihn nie gesehen. Ich habe gar nicht gewußt, daß ein Brief dagewesen ist, bis vor einigen Tagen ein junger Mann zu mir kam und ein paar Zeilen von Jeremias abgab, worin dieser mich fragte,

ob ich seinen Brief erhalten hätte, und sein Erstaunen ausdrückte, daß Du nicht sogleich wiedergeschrieben, um Dich für Miß Wentworth's Güte zu bedanken."

„Die Sache ist höchst sonderbar," sagte Susanne.

„Ich kann mir es nicht anders erklären," sagte Frau Dobbs, „als daß er den Brief irrthümlicher Weise an Dich adressirt haben muß, anstatt an mich."

„Aber da Parliamentstreet darauf stand," sagte Susanne, „so würde er immer in Euerm Hause abgegeben worden sein und nicht hier, und dann hättet Ihr davon hören müssen. Nein; ich halte es für wahrscheinlicher, daß er ihn durch eine Privatperson geschickt hat, durch Jemanden, welcher wußte, daß ich hier wohne, und der es bequemer fand, den Brief in Woodstreet abzugeben, als an dem andern Ende der Stadt und glaubte, die Sache sei dann eben so gut besorgt."

„Das ist nicht unwahrscheinlich," entgegnete Frau Dobbs, „aber wie um aller Welt willen ist er denn unter den Kaminrost gerathen, ohne daß Du ihn vorher zu sehen bekommen hast?"

„Er muß hier abgegeben worden sein, während ich nicht zu Hause war," sagte Susanne; „wahrscheinlich ist er dann unter die Papiere meines Herrn oder meiner Herrin gerathen und übersehen worden. Aber es ist doch sehr ärgerlich, daß er verloren gegangen ist."

„Jeremias wird ohne Zweifel wieder schreiben,“ entgegnete Frau Dobbs. „Ich schickte ihn mit dem Manne, der den nächsten Tag die Antwort abholen wollte, ein paar Zeilen, worin ich ihm meldete, daß ich keinen Brief erhalten hätte und ihn bat, sogleich wieder zu schreiben, um mir zu sagen, auf welchem Wege er den Brief abgesendet und was darin gestanden habe. Auf alle Fälle werden wir am besten thun, Mrß. Wetherall zu fragen, ob sie etwas davon weiß, daß ein solcher Brief hier abgegeben worden ist.“

„Sie ist jetzt nicht zu Hause,“ entgegnete Susanne, „aber ich werde morgen Gelegenheit nehmen, mit ihr über die Sache zu sprechen.“

Nachdem sie noch eine Zeit lang mit einander geplaudert hatten, nahm Frau Dobbs gute Nacht und entfernte sich.

Zwölftes Kapitel.

Der Alarm.

„Es ist eine sonderbare Geschichte,“ sagte Mistreß Wetherall, als sie einige Tage nach dem in dem letzten Kapitel erwähnten Besuche der Frau Dobbs den Thee eingoß, „Susanne hat mir von einem Briefe erzählt, der hier für sie abgegeben worden sei und wahrscheinlich unter unsere Papiere gerathen und zerrissen worden sein müsse. Bei Ihnen ist er doch nicht etwa abgegeben worden, Mr. Lyon?“

„Nein,“ entgegnete Mr. Lyon, „bei mir ist kein Brief abgegeben worden.“

„Und bei Dir wahrscheinlich auch nicht, Wetherall,“ fuhr die Hausfrau fort, „es müßte denn Sonntags gewesen sein. Nicht wahr, bei Dir ist er nicht abgegeben worden?“

„Was giebt's?“ fragte Mr. Wetherall, indem er von der Zeitung aufblickte, in deren Lectüre er eben versunken war.

„Es ist doch bei Dir kein Brief für Susannen abgegeben worden?“

„Bei mir nicht,“ entgegnete Mr. Wetherall, indem er sich eine frische Butterschnitte zulangte und sich wieder in seine Zeitung vertiefte.

„Sonderbar bleibt die Sache immer,“ sagte Mistreß Wetherall. „Ich kann mir gar nicht denken, wie er hierher gerathen ist. Ich wenigstens habe nichts davon gesehen.“

„Ist er denn mit der Post gekommen?“ fragte Mr. Lyon.

„Sie weiß selbst nicht, auf welchem Wege er gekommen ist,“ entgegnete Mistreß Wetherall, „auch ist es noch gar nicht einmal bestimmt, daß der Brief überhaupt an sie adressirt war. Er scheint an eine Freundin von ihr geschrieben gewesen zu sein, an eine gewisse Frau Dobbs —“

„Dobbs?“ sagte Mr. Wetherall, indem er plötzlich von seiner Zeitung aufblickte.

„Ja, Dobbs,“ antwortete seine Gattin; „es ist dasdieselbe, die mir Susannen empfahl; sie ist Haushälterin bei einer Familie in Parliamentstreet und —“

„In Parliamentstreet?“ wiederholte Mr. Wetherall.

„Ja," antwortete seine Gattin, „dorthin war der Brief adressirt. Aber wie es scheint, hat ihn Frau Dobbs nicht bekommen, und auch nicht eher erfahren, daß ein Brief für sie abgesendet worden, bis der Mann, der ihn geschrieben, einen zweiten schickte, um zu fragen, wo die Antwort bliebe."

„Wahrscheinlich ist er durch eine Privatperson abgeschickt und nicht abgegeben worden," sagte Mr. Lyon.

„Ja," fuhr Mistreß Wetherall fort, „das Außerordentlichste dabei ist nur, daß Susanne den Brief zerrissen und fast schon ganz verbrannt im Kamine unter dem Roste fand — aber, mein lieber Wetherall, Du tunkst ja mit Deiner Zeitung in Deine Tasse."

„Sie wird sich über die Wärme des Briefes sehr gefreut haben," sagte Mr. Lyon scherzend. „Die Sache ist aber wirklich sonderbar."

„Sonderbar ist es allerdings," antwortete Mistreß Wetherall. „Ich kann mir nicht erklären, wie der Brief hierher gekommen ist, während er doch nach Parliamentstreet adressirt war, und an wen er abgegeben worden sein muß. Aber, mein lieber Wetherall, mach' doch, daß Du mit Deinem Thee fertig wirst und auf Dein Bureau kommst; es ist die höchste Zeit. Was siehst Du denn so zum Fenster hinaus?"

„Er sieht sich nach dem verlorenen Briefe um," sagte Mr. Lyon.

„Du scheinst gar nicht zu wissen, wie spät es ist,“ sagte Mistreß Wetherall.

Mr. Wetherall aber, der mit dem halben Leibe zum Fenster hinauslag, schien die Mahnung seiner Gattin gar nicht zu hören.

„Wonach, zum Teufel, guken Sie nur?“ sagte Mr. Lyon, indem er seinem Wirthe zugleich einen tüchtigen Schlag auf die Schulter versetzte und seinen Kopf ebenfalls zum Fenster hinausstreckte, um zu erfahren, was es zu sehen gäbe.

„Verflucht! Solche Späße verbitte ich mir!“ rief Mr. Wetherall, indem er sich endlich herumdrehte und ein Gesicht zeigte, welches so weiß war wie das Tuch, das er um seinen Hals trug.

Für Mr. Lyon, der ein ziemlich erfahrener Menschenkenner war, hatte diese plötzliche Zornmüthigkeit eines Mannes, der in der Regel dergleichen Späße eben so gutmüthig hinnahm, als austheilte, in Verbindung mit der veränderten Farbe seines Antlitzes etwas so Auffälliges und Verrätherisches, daß es ihn durchzuckte, wie ein Blitzstrahl.

„Mein lieber Wetherall, Du bist nicht wohl,“ sagte seine Gattin aufstehend und in der Meinung, daß er sich blos deßhalb so weit zum Fenster hinausgelegt, um frische Luft zu schöpfen.

„O, ich befinde mich ganz wohl,“ entgegnete er; „gieb mir eine Tasse Thee so stark als Du ihn hast.“

„Ich bin überzeugt, Du bist nicht wohl,“ sagte sie, indem sie ihm die klappernde Tasse aus der zitternden Hand nahm. „Willst Du nicht Dein Butterbrot essen?“

„Nein,“ sagte er, „ich habe blos Durst, gieb mir mehr Thee. Ich glaube, es ist die höchste Zeit, daß ich mich fortmache,“ setzte er hinzu, nachdem er die vierte Tasse hinuntergestürzt hatte.

„Ja, es ist wirklich die höchste Zeit,“ entgegnete Mr. Lyon, der seit den letzten wenigen Minuten in einem Zustande schmerzlicher Ueberraschung neben ihm gestanden und die Augen auf ihn geheftet gehalten hatte. „Da wir denselben Weg haben, so werde ich eine Strecke mit Ihnen gehen.“

„Ich glaube wirklich, ich bin nicht ganz wohl,“ sagte Mr. Wetherall, indem er über das Zimmer hinübertaumelte, um seinen Hut zu holen; „hast Du Branntwein im Hause, Elise?“

Seine Gattin holte ihm ein Glas Branntwein, er stürzte es hinunter und sagte, er zweifle nicht, daß es ihn vollkommen wiederherstellen werde; als er aber das Glas wieder auf den Tisch setzen wollte, setzte er es daneben, so daß es auf die Diele fiel.

„Es ist mir schwindelig,“ sagte er, „und es ist

mir ein ordentlicher Nebel vor den Augen; aber es wird gleich weg sein, sobald ich in die freie Luft komme;" und in Begleitung Mr. Lyons, der, als er sah, in welchem Zustande er sich befand, ihm seinen Arm bot, verließ er das Haus.

„Es ist doch eine sonderbare Geschichte mit diesem Briefe," sagte Mr. Lyon, als sie eine kleine Strecke gegangen waren, „meinen Sie nicht auch?"

„Briefe?" wiederholte Mr. Wetherall in zerstreut fragendem Tone.

„Mit dem Briefe, der unter dem Roste gefunden wurde," entgegnete Mr. Lyon; „ich möchte wissen, wie er dorthin oder überhaupt in das Haus gekommen ist."

„Ach, diese Dienstbotenbriefe haben immer so fehlerhafte Adressen, daß fortwährend Verwechselungen damit vorgehen," sagte Mr. Wetherall.

„Aber aus einer fehlerhaften Adresse würde sich immer noch nicht der Umstand erklären lassen, daß der Brief unter dem Roste Ihres Stubenkamins gefunden ward," entgegnete Mr. Lyon; „dahin war er doch ganz gewiß nicht adressirt."

„Nein, das ließe sich allerdings nicht daraus erklären," antwortete Mr. Wetherall.

„Eben so wenig, als daß er überhaupt in Ihr Haus kommen konnte, während er doch ganz deutlich nach Parliamentstreet adressirt war."

„Da haben Sie wieder Recht,“ sagte Mr. Wetherall.

„Ich will nur hoffen, daß kein Geld darin gewesen ist,“ bemerkte Mr. Lyon.

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete Mr. Wetherall. „Sagte denn Jemand, es sei welches darin gewesen?“

„Ich glaube nicht,“ antwortete Mr. Lyon, „wir werden aber ohne Zweifel noch mehr über diese Sache hören. Doch ich muß nun abbiegen, damit ich nicht zu spät komme; also adieu.“

Als Mr. Lyon ihn verließ, war Mr. Wetherall ganz in der Nähe seines Bureaus; anstatt aber gerade darauf zuzugehen, ging er hinunter nach Cheapside zu. Er bedurfte noch ein wenig Zeit, um sich zu fassen, ehe er den — wie er nun glaubte — prüfenden Augen seiner Collegen gegenüber trete, denn obschon er sie nur erst vor anderthalb Stunden verlassen, so konnte man doch nicht wissen, was in dieser kurzen Zeit vorgefallen war.

Ohne Zweifel verlor die Person, welche den Brief geschrieben, eben so wohl als die, an welche er adressirt war, keine Zeit, im Postbureau deßwegen nachzufragen, und es mußte dann sofort sich ermitteln lassen, daß der Brief durch seine Hände gegangen war. Mit aufgeregtem, unruhigem Gesichte in das Bureau treten, hieß der Entdeckung halbwegs entgegengehen, und er fühlte, daß, wenn er nur diesmal wegkäme — wenn er dem

Verdachte nur diesmal entschlüpfte, so sollte keine noch so große Verlegenheit oder Versuchung ihn jemals wieder verleiten, seine Gemüthsruhe auf einen so furchtbaren Wurf zu setzen.

Es ist aber für einen Mann, der mit dem Hute in die Stirn hereingedrückt und den Händen auf dem Rücken in Cheapside einherwandelt, wo er bald über einen Rollwagen stolpert, bald von dem Trottoir heruntergestoßen wird, nicht so leicht, seine Gedanken zu sammeln, und Mr. Wetherall fand, nachdem er das Experiment gemacht, daß er nur die festgesetzte Bureauzeit versäumte, was schon an und für sich ein Vergehen war und zu Verdacht Anlaß geben konnte, ohne daß er deßhalb Aussicht hatte, die gewünschte Fassung wiederzugewinnen. Er raffte daher so viel Entschlossenheit zusammen, als ihm zu Gebote stand, und ging hinein.

„Mr. Wetherall!“ rief der Eine; „Mr. Wetherall!“ rief ein Anderer — „man fragt nach Ihnen — Mr. Russell wünscht mit Ihnen zu sprechen — Sie sollen auf sein Zimmer kommen — er hat schon wenigstens ein halbes Dutzend Mal fragen lassen, ob Sie noch nicht da wären.“

Mehr todt als lebendig lenkte Mr. Wetherall seine Schritte nach Mr. Russells Zimmer.

„Sie kommen sehr spät, Sir,“ sagte der Vorgesetzte im Tone des Mißfallens. „Ich wünsche schon

seit einer halben Stunde mit Ihnen wegen einer sehr unangenehmen Sache zu sprechen, die in Ihrem Departement vorgekommen ist. Aber Sie sind krank, Sir,“ setzte er hinzu, als er bemerkte, daß Mr. Wetherall sich an den Tisch hielt, um nicht umzusinken.

„Ich bin allerdings nicht recht wohl,“ antwortete Mr. Wetherall, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr.

„Dann wird es am besten sein, ich verschiebe das, was ich zu sagen habe, auf eine andere Gelegenheit,“ sagte Mr. Russell.

„O nein, Sir,“ entgegnete Mr. Wetherall, sehr erleichtert durch diese letzten Worte, welche anzudeuten schienen, daß die Sache nicht so sehr wichtig sei. „Es ist mir jetzt wieder besser. Es ist doch keine Nachlässigkeit in meinem Departement vorgekommen, hoffe ich, Sir?“

„Es ist allerdings in Ihrem Departement etwas sehr Ungebührliches vorgekommen,“ entgegnete Mr. Russell, „aber ich weiß auch schon, wem das Vergehen zur Last fällt — doch ich sehe, es wird Ihnen wieder unwohl, und es wird am besten sein, Sie lassen sich einen Wagen holen und fahren nach Hause. Hören Sie, Bingham,“ fuhr er fort, indem er eine Thür öffnete, „kommen Sie doch einmal herein zu Mr. Wetherall. Es ist am besten, Sie gehen nach Hause,

Sir; was ich zu sagen habe, kann ich Ihnen zu einer andern Zeit eben so gut sagen, als jetzt."

Also diese ganze Angst hatte er um etwas ausgestanden, was von so wenig Gewicht war, daß er es zu einer andern Zeit eben so gut erfahren konnte, als jetzt. Ein solcher Tyrann ist das Gewissen.

Für den Augenblick seiner Angst enthoben, erklärte Mr. Wetherall, daß es ihm wieder viel besser sei, und widmete sich mit so viel Aufmerksamkeit, als ihm zu Gebote stand, sofort den Geschäften seines Amtes.

Denselben Abend, nicht lange nachdem Mr. Lyon und Mr. Wetherall das Haus verlassen hatten, ward Susanne durch einen zweiten Besuch von Frau Dobbs überrascht, welche, indem sie wieder wie das erste Mal mit den Worten: „Das ist ein schöner Wirrwarr," in's Zimmer trat, meldete, daß sie einen Brief von Jeremias erhalten, woraus sie erfahren, daß der erste Brief ein Geschenk von zehn Pfund für Susannen von Miß Wentworth enthalten, welche in einigen Tagen vermählt werden sollte und von Jeremias das Unglück erfahren hatte, von welchem das arme Mädchen bei ihrer ersten Ankunft in London betroffen worden war.

„Das," sagte Frau Dobbs, „ist ein Verlust, den man sich nicht so ohne Weiteres gefallen läßt, und ich bin eben auf dem Wege nach der Post, um der Sache nachforschen zu lassen. Ich dachte aber, es wäre besser,

wenn ich erst einen Sprung hier herein käme und Dich fragte, ob Du mit Mistreß Wetherall von der Sache gesprochen hast.“

„Allerdings habe ich mit ihr davon gesprochen,“ antwortete Susanne, „aber sie weiß auch nichts davon, und eben jetzt, als ich das Theegeschirr abräumte, sagte sie mir, sie habe auch die Herren deswegen gefragt, und diese wüßten eben so wenig davon, als sie selbst.“

„Nun dann,“ sagte Frau Dobbs, „dann bleibt uns weiter nichts übrig, als sogleich auf die Post zu gehen. Es ist allemal am besten, man geht gleich vor die rechte Schmiede, und je eher dies geschieht, desto mehr Aussicht hat man, daß die Wahrheit an den Tag komme.“

„Ich möchte gern mitgehen,“ sagte Susanne, „wenn Mistreß Wetherall mich entbehren kann. Ich will hineingehen und sie fragen.“

„Thue das,“ sagte Frau Dobbs, „denn da das Geld Dein war, so hast Du auch das größte Recht, Dich zu beklagen.“

Susanne erhielt bereitwillig Urlaub, und bald waren die beiden Freundinnen mit einander auf dem Wege nach dem Postbureau. An dem Ende der Straße sprachen sie nur auf einen Augenblick bei Miß Geddes, der Putzmacherin, ein, um sich einen Schirm zu borgen, weil es eben anfing zu regnen.

Mittlerweile war Mr. Lyon, nachdem er Mr.

Wetherall verlassen, weiter nach dem Theater gegangen, und hatte in einem Gemüthszustande, der fast eben so aufgeregt war, als der seines Freundes, seinen Platz im Orchester eingenommen. Er war ein leichtsinniger junger Mann und zu Ausschweifungen aller Art geneigt, aber von Herzen durchaus nicht schlecht. Er hatte sich niemals die Mühe genommen, zu überlegen, ob die Wetheralls den Aufwand, den ihnen die Bewirthung der lustigen Freunde, die er bei ihnen eingeführt, verursachte, bestreiten könnten oder nicht, oder was die Folge davon sein würde, wenn sie mehr Aufwand machten, als ihre Mittel ihnen erlaubten. Jetzt aber, wo diese Folgen ihm auf einmal vor die Augen traten, und weiteres Nachdenken ihm sagte, daß er zum großen Theile die Ursache des ganzen Unglücks sei, ward er von Angst, Reue und Mitleiden erfüllt. Nach dem Zustande zu urtheilen, in welchem er Mr. Wetherall verlassen, konnte er sich der Furcht nicht erwehren, daß er sich bei der geringsten Verdächtigung, die man gegen ihn ausspräche, verrathen würde, und er bedauerte sehr, daß er nicht dreister gewesen und ihn überredet hatte, unter dem Vorwande von Krankheit von dem Bureau wegzubleiben, bis er selbst einen Versuch gemacht, mit Susannen über die Sache zu sprechen und einer Blosstellung vorzubeugen.

Unter diesen Umständen kann man sich leicht

denken, daß das Instrument, welches er zu vertreten hatte, eben nicht sehr zur Harmonie des Abends beitrug. Er machte alle nur möglichen Fehler; spielte, wenn er hätte pausiren, und pausirte, wenn er hätte spielen sollen. Der Dirigent war außer sich vor Entrüstung, und ein unglücklicher Sänger gerieth fast in Verzweiflung, weil die Begleitung auf einmal eine ganz andere war, als sie in der Probe gewesen. Als er endlich fand, daß er auf seinem Platze heute durchaus nichts nützte, und da ihm ungeheuer viel daran lag, zu erfahren, was auf der Post vorging, so schützte er Unwohlsein vor und erhielt Erlaubniß, sich zu entfernen.

„Ich werde unter einem Vorwande hineingehen und mit Wetherall sprechen," dachte er, und ging, von seiner Angst getrieben, mit raschen Schritten nach dem Postbureau. Als er dasselbe jedoch erreichte, fand er, daß er sich noch nicht überlegt hatte, wodurch er sein unerwartetes Erscheinen erklären wollte, denn da Mr. Wetherall ihn im Theater glaubte, so mußte ihn ein so ungewöhnlicher Besuch nothwendig überraschen, ja vielleicht erschrecken.

Während er dies überlegte und dabei vor der Thür auf und ab schritt, gingen zwei Frauenzimmer an ihm vorüber, von welchen die Eine einen Regenschirm hielt. Da er in Gedanken versunken war und die Augen auf den Boden geheftet hielt, so bemerkte er sie nicht eher,

als bis der Regenschirm in zufällige Berührung mit seinem Hute kam, der dadurch beinahe heruntergeschlagen worden wäre.

„Entschuldigen Sie," sagte das Frauenzimmer. Die Stimme kam ihm bekannt vor und er drehte sich herum, um ihr nachzusehen. Die beiden Frauenzimmer traten eben in das Haus hinein, die aber, welche den Regenschirm trug, drehte sich herum, um die Nässe abzuschütteln, ehe sie ihn zumachte — das Licht einer Laterne an der Thür fiel auf ihr Gesicht und er sah, daß es Susanne war.

„Mein Himmel," rief er, indem er hinzusprang und sie beim Arme ergriff, „was willst Du denn hier?"

„Ich wollte mich blos nach etwas erkundigen — nach einem Briefe, Sir," antwortete Susanne, verwundert über die Heftigkeit, mit der er sie anredete.

„Warte," sagte er, „ich bitte Dich, warte einen Augenblick, ich habe Dir etwas zu sagen — wer ist diese Frau?"

„Eine Freundin von mir, Sir, Frau Dobbs," entgegnete Susanne. „Der Brief war an sie adressirt, aber es lag Geld für mich darin, und wir wollten anzeigen, daß er nicht in unsere Hände gelangt ist."

„Wenn Du diese Sache mir überlassen willst, Susanne," sagte Mr. Lyon, „so mache ich mich anheischig, Dir zu Deinem Gelde zu verhelfen. Du thust

mir einen großen Gefallen, wenn Du jetzt in der Sache weiter nichts unternimmst — ich kann Dir jetzt meine Gründe nicht auseinander setzen, aber —“

„Das ist auch durchaus nicht nöthig, Sir,“ entgegnete Susanne, welche aus seiner unverkennbaren Aufregung und aus der Eindringlichkeit, mit welcher er zu ihr sprach, fast die Wahrheit zu errathen begann; „wir wollen sogleich wieder umkehren, und ich freue mich, daß ich Sie getroffen habe, denn ich möchte durchaus nicht Unannehmlichkeiten veranlassen, und wenn die Summe zwei Mal so groß gewesen wäre.“

„Du bist ein gutes Mädchen, Susanne,“ sagte er, „und es soll Dein Schaden nicht sein, verlaß Dich darauf. Sage keinem Menschen etwas davon, bis ich wieder mit Dir gesprochen habe, und wenn Du Deine Freundin überreden kannst, eben so vorsichtig zu sein —“

„O, für diese stehe ich,“ antwortete Susanne, und lenkte, während sie von Mr. Lyon weit besser dachte, als sie bis jetzt gethan, ihre Schritte heimwärts. Mr. Lyon, der nun seiner Angst wenigstens vor der Hand enthoben war, beschloß, Mr. Wetherall nicht auf dem Bureau zu stören, sondern nach dem Abendessen mit ihm zu sprechen.

„Das Sprichwort sagt, es könne zwischen Becher und Lippe Vieles passiren,“ sagte Frau Dobbs, als

Susanne ihr das, was Mr. Lyon gesagt, mitgetheilt hatte, „und ich glaube, zwischen dem Halse manches Menschen und dem Stricke ist dasselbe der Fall.“

Es stand jedoch nicht Alles so sicher, wie sie und Mr. Lyon glaubten.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Gespräch auf dem Comptoir eines Kaufmanns, und eine nächtliche Scene auf Blackfriarsbrücke.

An demselben Abend, wo Mr. Wetherall alle Qualen einer drohenden Entdeckung erlitt, wie wir in dem vorigen Kapitel geschildert haben, und wo Mr. Lyons gelegene Dazwischenkunft ihn vor der über ihm schwebenden Gefahr rettete, hätte man in einem gewissen Comptoir in Marklane einen ältlichen Herrn in tiefem Nachdenken über verschiedenen Briefen und Handelsbüchern können sitzen sehen, die auf dem Tische vor ihm aufgeschlagen lagen.

Das Zimmer war offenbar nur dem Geschäfte gewidmet. Ein paar Pulte mit hohen davor stehenden Stühlen, Brettergestelle mit schweren Contobüchern darauf, zwei abgenutzte schwarzlederne Armstühle, und ein ebenfalls mit schwarzem Leder überzogener Tisch,

auf welchem eine Lampe stand, machten beinahe das ganze Meublement aus.

Der Inhaber des Zimmers — denn es war nur einer vorhanden — war ein Herr von ungefähr funfzig Jahren, mittler Größe, ziemlich wohlbeleibt und von heiteren, angenehmen Zügen. Er trug einen braunen Anzug mit goldenen Schnallen auf den Schuhen; sein Haar war gepudert und hinten in einen Zopf gebunden, wie dies damals Mode war. Die Manschetten seines Hemdes, welches, ebenso, wie sein Halstuch, sehr fein und weiß war, ragten nur eben unter den Aufschlägen seines Rockes hervor.

Er saß in einem der Lehnstühle am Feuer, mit der linken Seite nach dem Tische gewendet, auf welchem sein Ellbogen ruhete, während er emsig den Inhalt der Papiere zu studiren schien, die er fortwährend zur Hand nahm, indem er einige davon mit den Büchern verglich, Notizen machte, Colonnen aufrechnete und einzelne Conti abschloß. Die meisten der Briefe waren mit einem ausländischen Postzeichen versehen, doch war auch einer darunter, welcher das Postzeichen Mapleton trug.

Mehrmals sah der Herr nach seiner Uhr, und horchte, als ob er Jemanden erwarte, und als es spät und er ungeduldig ward, stand er häufig auf und ging mehrmals im Zimmer auf und ab.

Endlich um zehn Uhr, als ein Fußtritt die Treppe

heraufkam, setzte er sich wieder, schob die Briefe unter ein Contobuch und schickte sich an, seinen Besuch ruhig zu erwarten.

„Ich fürchte, ich komme etwas spät, Simpson, und habe Sie warten lassen,“ sagte ein langer, wohlgewachsener Mann in einem Ueberziehrock und mit einem Shawl um den Hals, indem er mit der Ungenirtheit eines alten Bekannten in das Zimmer trat; „ich habe aber mit der verdammten Kutsche fahren müssen, denn Beß hatte sich eben ein wenig beschädigt, als ich Ihren Brief erhielt, so daß ich dem armen Thiere den weiten Weg nicht zumuthen konnte.“

„Sie sind naß geworden, wie es scheint,“ entgegnete Mr. Simpson, indem er das Feuer schürte und den andern Armstuhl herbeizog, während der Besuch seinen Ueberrock und Shawl abnahm, und Beides an die Pflöcke hing, die zu solchen Zwecken in die Wand eingeschlagen waren.

„Was giebt es denn?“ sagte er; „es ist doch nichts Unangenehmes passirt, wie?“

„Wie befindet sich Miß Wentworth, Sir?“ fragte Mr. Simpson.

„Vollkommen wohl,“ entgegnete Mr. Gaveston, denn dieser war es; „Sie wissen, daß wir in den nächsten Tagen vermählt werden sollen, und sie trug mir

auf, Ihnen zu sagen, sie hoffe, daß Sie uns besuchen und der Feierlichkeit beiwohnen würden.“

„Ich fürchte, daß dies nicht in meiner Macht steht,“ entgegnete Mr. Simpson seufzend, indem er seinen Blick auf einen schönen Trauerring richtete, den er an seinem kleinen Finger trug.

„Aber was giebt es denn?“ sagte Mr. Gaveston, ohne auf seiner Einladung weiter zu bestehen; „Sie müssen doch einen besondern Grund gehabt haben, mich hierher zu rufen.“

„Den hatte ich auch,“ entgegnete Mr. Simpson, „einen sehr besondern Grund.“ Er schwieg hier, als ob es ihm Mühe kostete, den Beweggrund seines Rufes auszusprechen. „Kurz, Mr. Gaveston,“ sagte er endlich, „ich bin entschlossen, meinen Posten aufzugeben. Ich glaube nicht, daß ich hier noch länger von Nutzen sein kann, und habe mir daher vorgenommen, mich zurückzuziehen und meine Tage in der Provinz zu beschließen.“

„Ich hoffe, das ist nicht Ihr Ernst, Simpson,“ entgegnete Mr. Gaveston, mit einem ganz ungewöhnlichen Anschein von Aufrichtigkeit. „Sie haben dieses Geschäft seit so vielen Jahren zur gänzlichen Zufriedenheit aller Betheiligten geführt, warum wollen Sie es jetzt verlassen?“

„Weil ich fühle,“ entgegnete Mr. Simpson, „daß ich das Geschäft hinfort nicht mehr zu meiner eigenen

Zufriedenheit führen kann, ohne welche der Beifall Anderer für mich nur geringen Werth hat."

„Wie so, Sir," fragte Mr. Gaveston, mit weniger freundlichem Ausdrucke. „Wenn Sie meinen, weil ich nach meiner Verheirathung mit Miß Wentworth alleiniger Inhaber des Geschäfts werde, so brauchen Sie deßwegen Ihre Stellung nicht aufzugeben. Ich weiß recht wohl, daß Niemand im Stande ist, das Geschäft so gut zu führen, wie Sie, und ich werde mich in die Angelegenheiten desselben sehr wenig mischen, das versichere ich Ihnen."

„Nichts desto weniger," antwortete Mr. Simpson, „muß ich mir erlauben, an meinem Entschlusse festzuhalten. Sie sind jetzt vielleicht allerdings nicht gesonnen, sich in meine Geschäftsleitung zu mischen, aber als alleiniger Eigenthümer ist Ihre Macht eine unumschränkte, und es können Dinge kommen, die ich nicht gutheißen kann, und doch nicht abzustellen im Stande sein möchte."

„Unsinn! Unsinn! mein lieber Simpson," rief Mr. Gaveston, indem er wieder den Ton der Aufrichtigkeit und Biederkeit annahm. „Der eigentliche Grund liegt wahrscheinlich darin, daß Sie sich zurückgesetzt fühlen — ich hätte freiwillig mich erbieten sollen, Ihr Salair zu erhöhen — ich weiß, daß dasselbe Ihren Verdiensten nicht angemessen ist."

„Ich bin mit meinem Salair stets zufrieden gewesen, Mr. Gaveston,“ antwortete Mr. Simpson. „Wäre ich es nicht gewesen, so hätte ich es nur Mr. Wentworth zu sagen gebraucht, und er würde meinen Wünschen in dieser Beziehung sofort entgegengekommen sein. Aber ich hatte als alleinstehender Mann vollkommen genug, und wünschte niemals mehr, so lange er lebte. Jetzt aber haben sich die Umstände geändert.“

„Nun, was sagen Sie zu ein paar hundert Pfund jährliche Zulage?“

„Daß dieselbe nicht den geringsten Unterschied in meinem Entschlusse machen würde. Ich würde dann den Unannehmlichkeiten, die ich fürchte, eben so ausgesetzt sein, als ich es jetzt bin. Kurz, um mich deutlicher zu erklären, Sie werden meine Beweggründe besser verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Briefe von den Herren Raoul und Bonstetten von dem Hause Durand und Comp. und den Brüdern Dulau erhalten habe, aus welchen ich ersehe, daß Summen, die Ihnen schon vor langer Zeit von Mr. Wentworth zur Saldirung der Rechnung anvertraut worden, an diese Häuser niemals eingezahlt worden sind; daß wir diesen Firmen dem zu Folge einen bedeutenden Betrag schulden, so bedeutend, daß sie angefangen haben, um unsere Stabilität besorgt zu sein und unser Credit in Bordeaux schwankend geworden ist — der Credit eines Hauses,

Mr. Gaveston, an dessen Zahlungsfähigkeit und Solidität bis jetzt noch Niemand gezweifelt hat.“

Der Aerger und die Verwirrung, welche Mr. Gaveston bei dieser unerwarteten Mittheilung verrieth, spotteten aller Beschreibung. Nur noch wenige Tage, und Alles wäre in Ordnung gewesen. Bei den Vorsichtsmaßregeln, die er getroffen, hatte er mit Sicherheit darauf gerechnet, im Stande zu sein, seine Vermählung zu vollziehen, ehe in dieser Geschichte etwas verlautete. War dann die Trauung einmal vorüber, und er alleiniger Eigenthümer von Miß Wentworth's Vermögen und des Geschäftes in Marklane, so standen ihm sofort die Mittel zu Gebote, diese Schulden zu tilgen und die ganze Sache zu vertuschen. Es waren außer der Sorgfalt, die in der Regel ein Jeder seinem Rufe widmet, Gründe von dem größten Gewichte vorhanden, die es ihm fast zu einer Lebensfrage machen mußten, daß die von ihm begangenen Veruntreuungen nicht zur öffentlichen Kenntniß kamen. Kam die Untersuchung, die nähere Nachforschung und das Gerede hierüber einmal in Gang, so konnte man nicht wissen, was das Ende davon war. Wohin konnte der Verdacht, wenn er einmal rege gemacht worden war, die Neugierigen nicht leiten? Es war eine Gefahr, auf die er es nicht ankommen lassen durfte, sondern die um jeden Preis beseitigt werden mußte — aber wie? Er kannte Mr.

Simpson als einen streng rechtlichen, immer geradeaus gehenden Mann, als einen Mann, der, wie er fürchtete, weder durch Schmeicheleien, noch durch Bestechungen, noch durch Einschüchterungen zu etwas zu bewegen war.

Nichts desto weniger war der Fall ein verzweifelter und dringlicher, und für so hoffnungslos er auch das Experiment betrachtete, so beschloß er doch, das erste Mittel zu versuchen, und wenn dieses fehlschlüge, zu dem zweiten seine Zuflucht zu nehmen.

Mr. Gaveston war, als Mr. Simpson ihm diese beunruhigende Mittheilung machte, von seinem Stuhle aufgestanden, und während dieser Betrachtungen, die Hände in den Taschen und die Augen auf den Boden geheftet, mit aufgeregten Schritten im Zimmer hin und her gegangen. Jetzt jedoch setzte er sich wieder, zog seinen Stuhl näher an den des würdigen Buchhalters, und sagte:

„Ich will nicht leugnen, daß ich gehofft hatte, diese jugendlichen Verirrungen würden Ihnen niemals bekannt werden. Es war meine Absicht, diese Schulden sofort abzumachen, sobald ich die Mittel dazu hätte, welche ich, wie Sie wissen, durch meine Heirath binnen wenigen Tagen erlangen werde. Ich werde es auch noch thun, und Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ähnliche Thorheiten von meiner Seite wieder vorkommen. Ich habe mir die Hörner abgelaufen, und mir vorgenommen,

künftighin ein gesetzter, verständiger Mann zu werden, deßhalb hoffe ich, Simpson, daß Sie um des Credits des Geschäftes, welches Sie so lange geführt, und um Miß Wentworth's und meiner selbst willen, sich nicht weigern werden, Ihre zeitherige Stellung auch ferner zu behalten. Ich bewillige Ihnen jede Gehaltszulage, die Sie wünschen."

Mr. Simpson schüttelte den Kopf.

„Ihre Absichten mögen recht gut sein," antwortete er, „aber Sie sind noch ein junger Mann, und wie ich gehört habe — Sie nehmen mir das nicht übel — ein großer Freund von Wettrennen und hohem Spiel. So lange Sie alleiniger Inhaber sind, können Sie mir jeden Schilling abverlangen, den das Geschäft abwirft, bis wir endlich nicht mehr im Stande sind, unsere Schulden zu bezahlen, und das Haus mit Schanden falliren muß. Ich habe durchaus nicht Lust, meinen guten Ruf oder meine Gemüthsruhe auf ein so gefährliches Spiel zu setzen, und da ich ganz derselben Meinung bin, wie Sie, daß das Geschäft, wenn es nicht mehr unter meiner Leitung steht, noch weit weniger gedeihen wird, als es jetzt der Fall ist, so beabsichtige ich, Miß Wentworth zu empfehlen, es sofort und unverzüglich zu verkaufen, so lange sie noch freie Hand hat. Ich habe den ganzen status activus et passivus aufgenommen, und weiß auch schon einen Käufer, wel-

cher bereit ist, den Kaufcontract sofort zu vollziehen, sobald ich Miß Wentworth's Einwilligung erlangt habe."

„Aber sie ist ja noch nicht mündig," entgegnete Mr. Gaveston.

„Ich werde ihr empfehlen, ihre Vermählung aufzuschieben, bis sie es ist, oder wir können das Geschäft auch unter Sequestration stellen lassen, bis sie es verkaufen kann."

„Aber bedenken Sie dieses Opfer," machte Mr. Gaveston vorstellig — „ein solches Geschäft, solche Verbindungen."

„Der erste Verlust ist der geringste," entgegnete Mr. Simpson. „Wenn das Geschäft einmal in Differenzen verwickelt wird, so kann Miß Wentworth's ganzes Vermögen mit darauf gehen."

„Ich sehe nur Einen Weg," sagte Mr. Gaveston nach einer Pause, „da Sie so mißtrauisch sind. Wie wäre es, wenn Sie einen Antheil an dem Geschäfte nähmen — wir wollen sagen, ein Viertel. So viel will ich Ihnen geben, und die Leitung der ganzen Sache ausschließlich Ihnen überlassen."

Ein schwaches Lächeln stahl sich über Mr. Simpson's Züge, als ihm dieser Vorschlag gemacht ward, aber er beeilte sich, diesen Ausdruck in eine Miene der Weigerung zu verwandeln.

„Unter dieser Bedingung würde ich immer noch

faſt eben ſo ſehr von Ihrer Willkür abhängen,“ entgegnete Simpſon, „und hätte noch den Nachtheil, daß ich meine eigenen Erſparniſſe mit auf’s Spiel ſetzte.“

„Nun, was würde Sie denn bewegen, zu bleiben, Mr. Simpſon?“ ſagte Gaveſton. „Wenn mein Anerbieten Sie nicht zufriedenſtellt, ſo nennen Sie Ihre Bedingungen ſelbſt.“

„Dieſelben ſind von der Art, daß Sie wahrſcheinlich nicht darein willigen würden,“ entgegnete Mr. Simpſon, „und es wäre daher nutzlos, ſie zu nennen.“

„Nennen Sie ſie nur,“ entgegnete Gaveſton.

„Ich müßte das Geſchäft zur Hälfte bekommen, anſtatt zum vierten Theile, und es müßte dabei feſtgeſetzt werden, daß alle Einnahmen und Ausgaben, von welcher Art ſie auch ſein mögen, durch meine Hände gehen. Sie werden an meiner Ehrlichkeit ohnedies nicht zweifeln, aber es verſteht ſich von ſelbſt, daß es Ihnen freiſteht, ſich die Bücher vorlegen zu laſſen, ſo oft es Ihnen beliebt.“

Dies war ein harter Biſſen für Gaveſton. Wieder ſprang er auf und ſchritt im Zimmer auf und ab, und biß ſich auf die Lippen und runzelte die Stirn, und verſchlang eine Fluth von Flüchen, die ihm auf der Zunge zitterten; aber ließ er die Sache ruchbar werden und zum Aeußerſten kommen, ſo war er unbe=

dingt verloren, und es gab für ihn keinen andern Ausweg, als sich zu fügen.

„Sobald ich nach meiner Vermählung wieder nach London kommen kann,“ sagte er, nachdem er seine Zustimmung zu Mr. Simpson's Verlangen ausgesprochen hatte, „will ich diese Angelegenheit zu Ihrer völligen Zufriedenheit ordnen — mittlerweile können Sie eine Urkunde darüber aufsetzen lassen.“

„Dies, Sir,“ entgegnete Mr. Simpson, „kann morgen geschehen, und wenn diese Uebereinkunft zwischen uns giltig sein soll, so muß die ganze Sache noch vor Ihrer Vermählung geordnet, unterschrieben und besiegelt sein.“

Als die Conferenz beendigt war, begleitete der siegreiche Buchhalter seinen Besucher mit großer Höflichkeit bis an die Thür, und kehrte dann, mit vergnügtem Lächeln sich die Hände reibend, auf seinen Lehnstuhl zurück, um noch einen Brief zu schreiben.

„Ich werde Olliphant sofort von der Sache in Kenntniß setzen,“ sagte er bei sich selbst, „und ihn bitten, daß er die Urkunde bis morgen früh ganz zeitig in Bereitschaft hält. Er wird sich über meinen Erfolg eben so sehr wundern, als ich mich selbst wundere. Ich hätte nicht geglaubt, daß dieser Mensch sich so leicht einschüchtern ließe, oder daß ihm so viel an seinem Rufe läge. Indessen, da das arme Mädchen so verblendet ist,

daß sie auf keinen guten Rath hören will, so ist es immer noch ein Glück, daß man ihn auf irgend eine Weise im Zügel halten kann, sei es nun, auf welche Art es wolle.“

„Ich hätte fast Lust,“ dachte er, als er schon die Hand nach der Klingel ausstreckte, „den Brief selbst zu besorgen; ein kleiner Spaziergang wird mir nach diesem heißen Kampfe sehr zuträglich sein. A propos, da liegt auch noch der Brief von Jeremias, wegen dessen das Nöthige auch morgen besorgt werden muß — es ist eine unangenehme Geschichte, in die ich mich nicht gern mische — ich wollte, ich wüßte, wie man die Sache am besten anfängt, ich weiß aber nicht einmal, wen man deswegen zu Rathe ziehen könnte —“

So mit sich selbst sprechend, zog er seinen Ueberrock an, sagte dem Portier, er würde sogleich wiederkommen, und schlug den Weg nach der Wohnung des Anwalts ein.

Nichts kam der Wuth gleich, welche in Gaveston's Brust kochte, als er sich so in der Gewalt eines Mannes sah, den er gleichzeitig fürchtete, verachtete und respectirte. Er ballte die Fäuste, während er die Treppe hinunterging und längs der Straße nach dem Westend der Stadt, wo er zu übernachten beabsichtigte, hinschritt, während er sich zugleich die Freude vergegenwärtigte, womit er den Mann erwürgt haben würde, der von

seiner Furcht auf diese Weise Nutzen zu ziehen gewußt hatte. Er war aber nicht bloß wüthend, sondern auch erstaunt.

„Also, auch dieser Mensch,“ sagte er, „der mit seiner Rechtschaffenheit von jeher so dick gethan hat, ist zu erkaufen — ein Kerl, der das Geld gar nicht einmal braucht, der es niemals verthun wird — aber es ist wahr, jeder Mensch hat seinen Preis.“

Er fühlte, daß es in dieser Gemüthsstimmung vergebens sein würde, wenn er, in der Absicht, um zu schlafen, sein Nachtquartier aufsuchen wollte; und als er in die Nähe des Flusses kam, fächelte die kühle Luft von dem Wasser her angenehm seine heiße Stirn, und er schlug den Weg dahin ein. Er wollte nachdenken — er wollte überlegen, ob kein Ausweg mehr vorhanden sei, diesem Dilemma zu entgehen, ohne ein Opfer bringen zu müssen, und als er Blackfriars-Bridge erreichte, schien ihn dieselbe so sehr zu einem nächtlichen Spaziergange einzuladen, daß er seine Schritte dorthin lenkte, und auf- und abzuschreiten begann, indem er das so eben stattgefundene Gespräch in der Erinnerung wieder an sich vorübergehen ließ, wobei er bald seine Uebereilung bereuete, bald sich wieder freute, daß eben dieser Weg übrig geblieben war, dem Aufsehen und der Gefahr einer Bloßstellung zu entgehen.

Es war jetzt fast Mitternacht, und er ward daher

weder durch Geräusch, noch durch viele Passanten in seinen Betrachtungen gestört. Nur zwei menschliche Wesen außer ihm befanden sich auf der Brücke — eine Frau, welche mit einem Kinde auf dem Schooße auf einem Steine saß. Sie hatte einen Hut auf und einen Shawl um, dessen Enden um das Kind geschlungen waren, und sie saß, sich schweigend vor- und rückwärts wiegend, wie in großer Angst, aber sie sagte Nichts, und Mr. Gaveston ging mehrmals unbeachtet an ihr vorüber, bis die Worte: „Mama, ich bin so hungrig," an sein Ohr schlugen, und dann ging er schnell auf die andere Seite hinüber, um in seinen Betrachtungen nicht ferner gestört zu werden.

Er war hier nicht viele Male auf und ab gegangen, als er den Schall von Fußtritten von Bridgestreet her kommen hörte. Der Kommende ging auf der Seite, die er selbst soeben verlassen, und als er näher kam, bemerkte er, daß es ein gut gekleideter Mann war. Er hatte in seinem Gange und in seiner Haltung etwas, das Mr. Gaveston bekannt vorkam, weshalb dieser sich in den Schatten zurückzog, um ihn genauer zu beobachten. Ein leichter Husten und ein „Hm!" bestärkte ihn in seiner Vermuthung; er hatte diese Stimme vor zu kurzer Zeit gehört, als daß er sich in ihr hätte täuschen sollen.

„Es ist Simpson selbst," sagte er. „Ich wollte

darauf wetten, er geht zu Olliphant, um bei diesem die Urkunde zu bestellen.“

Und mit diesen Worten ging er leichtfüßig hinter ihm her, um seine Bewegungen zu beobachten.

„Er wird den Brief in den Kasten an Mr. Olliphants Thür werfen, und dann wieder zurückkehren,“ dachte er, „und nun, wenn das Glück mir günstig ist“ — und er faßte den starken mit einem mit Blei ausgegossenen Knopfe versehenen Stock, den er in der Hand hielt, fester — „ein einziger tüchtiger Hieb, und ein Hub über das Geländer, und ich bin mit einem Male gerächt und gerettet.“

Mittlerweile ging der nichts ahnende Mr. Simpson ruhig seinen Weg weiter. Auch er war in tiefe Gedanken versunken, und sah weder rechts noch links, bis das matte Stöhnen eines Kindes, auf welches das unterdrückte Weinen einer reiferen Stimme folgte, seine Aufmerksamkeit auf sich zog, und als er zurückblickte, bemerkte er die traurige Gruppe, deren Nähe Mr. Gaveston verscheucht hatte.

„Arme Frau,“ sagte er, indem er zugleich in seiner Tasche nach einigen Silberstücken suchte, „in einer Minute werde ich wieder zurück sein, und dann will ich ihr etwas geben; ich wollte, ich hätte es gleich gethan, denn es ist hier eine gefährliche Gegend für Elend und Armuth um Mitternacht.“

Und er eilte weiter nach Albion Place, der gerade an dem andern Ende der Brücke liegt, steckte seinen Brief in den Kasten an der Thür des Anwalts, und eilte dann wieder zurück.

„Da kommt er!“ dachte Mr. Gaveston, welcher, in eine Vertiefung der Brustwehr zurückgelehnt, mit seinem Stocke schlagfertig in der Hand, sein Opfer erwartete. Mr. Simpson kam näher, aber gerade, als er den Platz erreichte, wo sein Feind lauerte, um ihm das Leben zu nehmen, fielen ihm die schwachen Umrisse einer auf der Brustwehr stehenden Gestalt in's Auge.

„Gütiger Himmel! das ist die unglückliche Frau — sie will sich ersäufen!“ rief er, und mit einem lauten Schrei, um sie an der Vollendung ihres verzweifelten Schrittes zu hindern, schoß er über die Brücke hinüber, während die zu seinem Untergange emporgeschwungene Waffe durch die leere Luft hindurchsaus'te.

Vierzehntes Kapitel.

Die Begegnung und die Entdeckung.

Mr. Wetherall fühlte sich nicht wenig erleichtert, als die Stunde kam, die ihn aus seiner Gefangenschaft am Arbeitstische und von den zudringlichen Augen seiner Mitarbeiter erlös'te. Als er über die Schwelle schritt, drehte er sich herum und sah das Gebäude an, von welchem er nicht wußte, ob er es jemals wieder als freier Mann betreten würde, und schlenderte dann mit langsamem, traurigem Schritte weiter. Er hatte keine Lust, nach Hause zu gehen, weil er wußte, daß er dort den besorgten, obschon harmlosen Fragen seiner Gattin und den forschenden Blicken Mr. Lyons ausgesetzt sein würde; anstatt daher seine Schritte nach Woodstreet zu lenken, wendete er sie in der Richtung nach dem Flusse hin.

Die Straßen waren jetzt ziemlich leer und er konnte ungestört über die unglückliche Lage nachdenken, in welche seine Thorheit und sein Verbrechen ihn versetzt hatten. Er war ein Mann, der noch keinerlei Anfechtung zu erleiden gehabt hatte, denn so lange nicht dieser einzige verhängnißvolle Fehltritt seine Ruhe vergiftet hatte, waren seine Tage in heiterer Zufriedenheit und seine Nächte in ununterbrochenem Schlafe dahingegangen; von diesem Augenblicke an aber war er ruhelos, zerstreut und dann und wann reizbar gewesen. Dergleichen Anwandlungen waren zeither bei ihm etwas so Ungewöhnliches, daß seine Gattin geglaubt hatte, er sei krank. Er hatte es geleugnet, aber nun war der Augenblick da, wo Verschweigen und Leugnen nichts mehr helfen konnte; wahrscheinlich schon mit der nächsten Post oder auf alle Fälle binnen wenigen Stunden mußte sie Alles erfahren und er der Rache des Gesetzes und der Verachtung der Menschheit sich Preis gegeben sehen.

Allerdings war vielleicht noch Zeit zur Flucht. Wenn er eine der frühesten Kutschen benutzte, so konnte er möglicher Weise die Küste erreichen und über den Kanal hinüber sein, ehe man daran dachte, ihn zu verfolgen.

Aber erstens hatte er kein Geld; zweitens konnte er es nicht über sich gewinnen, bloß sich retten zu wollen und seine arme Gattin den Schrecken und die

Schande allein tragen zu lassen, und drittens besaß er nicht die zu einem solchen Schritte nöthige Energie. Er war gänzlich rathlos und niedergedrückt. Was hätte ihm die Flucht auch nützen können? Glücklich konnte er doch nicht wieder werden. Selbst wenn er Mittel fand, sein Leben zu fristen, so war es des Fristens ja nicht werth, und wenn es ihm nicht um die Schande und das Entsetzliche einer öffentlichen Hinrichtung gewesen wäre, so hätte er den Tod vorgezogen.

Als er in diese düsteren Betrachtungen versunken so dahin wankte, richtete er seine Schritte, fast ohne es selbst zu wissen, immer weiter nach dem Flusse.

„Hier," dachte er, während sein Auge über die breite Fläche schweifte, „hier ist ein ruhiges Bett, worin man schlafen möchte."

Aber dann stieg wieder der Gedanke an sein armes Weib in ihm auf; es war so feig, sie zu verlassen — sie den Sturm allein aushalten zu lassen. Andrerseits aber, mußte sie nicht selbst ihn lieber todt wissen, anstatt ihn aus seinem Hause hinwegschleppen, als Angeschuldigten vor Gericht und als Verurtheilten auf dem Schaffot zu sehen?

„Wenn wir nur mit einander entfliehen könnten — aber ohne Geld ist die Sache unmöglich. Wäre es daher nicht der nächstbeste Ausweg, in ihrem Interesse sowohl, als für mich selbst, wenn ich freiwillig den

Tod suchte? Sie würde dadurch tief betrübt werden — aber die Zeit mildert jeden Kummer, wenn er nicht von Gewissensbissen begleitet ist — und es wäre doch immer noch viel besser, als sie aus ihrem Hause, ihrem Vaterlande und von ihren Freunden hinwegzuschleppen, um ihr Leben in Verbannung, Armuth und Elend hinzubringen, mit einem entehrten, niedergebeugten Manne — einem dem Arme der Gerechtigkeit entronnenen Verbrecher."

So dachte er bei sich selbst, und jeder Blick auf den Fluß ward einladender und jeder Blick auf ein solches Leben, wie es ihn hinfort erwartete, abschreckender.

„Auch meine arme Frau und die Welt wird sehen, daß ich den Tod der Schande vorzog. Mein Name steht dann nicht in dem Kalender des Verbrechens, zur Schande für Alle, die mir durch die Bande des Blutes oder der Freundschaft angehören. Zuerst wird man glauben, ich sei entflohen und man wird eine Belohnung auf meine Ergreifung setzen und die Polizei wird mich suchen und an der Küste wird man ein wachsames Auge haben — aber es wird nicht lange dauern, so wird man meine Leiche finden und über mein Schicksal in's Klare sein — es wird ein wenig Aufsehen machen — man wird einige Bemerkungen darüber in den Zeitungen lesen — und dann wird die ganze Sache vergessen sein."

Mit diesen Worten beschleunigte er seinen Schritt und ging rasch weiter nach Blackfriars=Bridge zu.

„Das ist der beste Platz,“ dachte er, „ein Sprung von dem Geländer und Alles ist vorbei — und da ich einmal den Entschluß gefaßt habe, so will ich auch mit der Ausführung nicht weiter warten“ — er betrat die Brücke — „da ich einmal sterben muß, so wäre jede Zögerung nichts als Schwäche — und wie viel besser ist es, wenn ich so einen selbstgewählten Tod sterbe, als wenn meine Schande und Angst versammelten Tausenden zum Schauspiele und zum Spotte dient! Leb' wohl, Elise,“ flüsterte er, indem er sich anschickte, auf das Geländer zu klettern, „leb' wohl, theures Weib! Vergieb mir, und sei glücklich.“

In diesem Augenblicke schlug ein lauter Schrei an sein Ohr. In seine eigenen Betrachtungen versunken, hatte er weder rechts noch links gesehen — aber jetzt bei dem Schalle einer menschlichen Stimme hob er die Augen auf und sah auf der entgegengesetzten Seite der Brücke die Gestalt einer Frau, die gerade im Begriff war, denselben Schritt zu thun, wie er. Auch sie war einen Augenblick durch den Schrei stutzig gemacht worden und Mr. Wetherall stürzte sofort über die Brücke hinüber und faßte die Frau am Kleide.

Kaum hatte er sie von dem Geländer herunterge=

hoben, als ein Mann ganz außer Athem von dem andern Ende der Brücke auf ihn zugeeilt kam.

„Gott sei Dank!“ rief er, sobald er die Gruppe bemerkte; „die Frau war plötzlich verschwunden und ich wußte nicht, auf welcher Seite sie herunter gekommen wäre — ich fürchtete schon, sie läge im Wasser — mit Kind und Allem.“

„Ich kam gerade zur höchsten Zeit,“ sagte Mr. Wetherall; „noch einen Augenblick und sie wäre verloren gewesen.“

„Ich würde mir es nie verziehen haben,“ sagte Mr. Simpson, „daß ich nicht gleich das erste Mal, wo ich vorüber kam, stehen geblieben war, um sie zu fragen, was ihr fehle.“

Während dieser wenigen kurzen Worte führten sie Beide die unglückliche Frau, welche, entweder vor Schwäche oder Aufregung, nicht im Stande zu sein schien, allein gehen zu können.

„Geben Sie mir das Kind,“ sagte Mr. Simpson, indem er es ihr aus den Armen nahm.

„Mich hungert so sehr,“ sagte das kleine Mädchen mit matter Stimme.

„O geben Sie ihr zu essen!“ rief die Mutter, „oder lassen Sie mich sterben, denn ich kann nicht leben und dieses Weinen hören!“

„Sie soll zu essen bekommen und vollauf,“ sagte

Mr. Simpson — „Gott! daß so etwas vorkommen kann! Haben Sie eine Wohnung, wo wir Sie hinführen können?“ fragte er.

„Ich habe keine Wohnung,“ antwortete sie; „ich habe kein Obdach für mich oder mein Kind und eben so wenig einen Bissen Brot für uns Beide.“

„Wo werden wir sie denn hinbringen?“ sagte Mr. Simpson zu Mr. Wetherall. „Ich würde sie mit in meine Wohnung nehmen, aber ich habe kein Frauenzimmer im Hause und es ist so spät, daß kein respektabler Gasthof mehr offen ist; auch wird man sie nicht aufnehmen wollen, wenn man uns nicht kennt. Ich möchte sie nicht gern auf das Polizeiwachthaus bringen.“

„Ich werde sie mit zu mir nehmen, Sir,“ sagte Mr. Wetherall, durch seine eigene Gutmüthigkeit und die wohlwollende Gesinnung des Fremden hingerissen, „diese Nacht wenigstens kann ich sie beherbergen.“

„Gott wird es Ihnen vergelten,“ entgegnete Mr. Simpson, „sie soll Ihnen nicht lange zur Last fallen; morgen nehme ich sie Ihnen ab. Ich glaube aber nicht, daß sie gehen kann — wir müssen uns nach einem Wagen umsehen.“

Es kostete ihnen keine große Mühe, einen solchen zu finden; sie hoben sie hinein, während Mr. Simpson

das Kind auf dem Arme behielt, und so fuhren sie nach Woodstreet.

Mr. Wetherall war so verdreht, und der Strom seiner Gedanken ein ganz anderer geworden, daß er beinahe sein eigenes Unglück und die Furcht vergaß, die er empfunden, seinen Leuten vor die Augen zu treten. Ueberdies, wenn er jetzt in Begleitung von fremden Personen erschien und unter Umständen, welche nothwendiger Weise die Aufmerksamkeit von ihm selbst ablenken mußten, so war dies etwas ganz Anderes, als wenn er allein nach Hause ging und sich ausforschen und ausfragen lassen mußte.

In dem Augenblicke, wo der Wagen an der Thür Halt machte, kamen Mistreß Wetherall, Mr. Lyon und Susanne herbeigestürzt; die erste erwartete, ihn krank nach Hause gebracht zu sehen, die beiden letztern aber erwarteten etwas weit Schlimmeres.

„Mein lieber Wetherall, Du hast uns schöne Angst gemacht!“ rief seine Gattin. „Mr. Lyon wollte eben nach dem Bureau gehen, um Dich zu suchen.“

„Ach sorge nicht um mich!“ antwortete Mr. Wetheral, „sondern sieh’ lieber, was Du für diese arme Frau thun kannst.“

„Welcher Ihr Gatte so glücklich gewesen ist, das Leben zu retten, nebst dem ihres Kindes,“ sagte Mr. Simpson, indem er das kleine Mädchen in das Zimmer

trug, wo die Mutter auf ein Sopha nahe am geheizten Kamin gelegt ward, während der würdige Buchhalter die von Kälte und Entbehrung erstarrten Hände und Füße des Kindes zu reiben begann, und als nach einigen Minuten von Mistreß Wetherall und Susannen allerhand Speisen auf den Tisch gesetzt worden waren, fütterte er das Mädchen wie einen jungen Vogel, Bissen um Bissen, damit nicht eine zu übereilte Befriedigung ihres Heißhungers ihr schaden möchte.

Mittlerweile wurden die Umstände, unter welchen die seltsame Begegnung stattgefunden hatte, erzählt und Mistreß Wetherall gab laut ihre Verwunderung zu erkennen, was wohl ihren Gatten zu dieser Stunde der Nacht nach Blackfriars-Bridge geführt haben könne.

„Er kommt sonst allemal den Augenblick nach Hause, sobald er mit seinen Arbeiten fertig ist. Ich glaube, so etwas ist ihm in seinem ganzen Leben noch nicht eingefallen. Rede selbst, Wetherall!"

„Ja, ich glaube wirklich, es ist noch nicht vorgekommen," antwortete er, „aber wir hatten heute Abend so viele Briefe zu sortiren, und ich ging mit einem solchen Kopfweh hinweg, daß ich dachte, ein Spaziergang würde mir sehr zuträglich sein."

„Sie sind bei der Post angestellt, Sir?" fragte Mr. Simpson.

„Ja," antwortete Mr. Wetherall, die Augen

niederschlagend, denn er sagte bei sich selbst: „Du wirst das bald auf anderem Wege erfahren.“

„Na,“ sagte Mr. Simpson, „das trifft sich doch sehr eigenthümlich! Ich habe den ganzen Tag gewünscht, mit einem Postbeamten bekannt zu sein, den ich im Vertrauen wegen eines unangenehmen Vorfalls zu Rathe ziehen könnte. Es ist dies aber eine Sache, mit der ich Sie nicht noch heute Abend belästigen werde. Morgen, wenn Sie mir erlauben, werde ich mir die Freiheit nehmen, wieder zu kommen, um wegen dieser armen Frau und ihres Kindes das Nöthige zu besorgen und dann können wir die Sache mit Muße besprechen.“

„Aber Wetherall ist den ganzen Tag nicht zu Hause,“ sagte seine Gattin.

„Ich fühle mich so unwohl, daß ich glaube, ich werde morgen nicht auf das Bureau gehen können,“ sagte Mr. Wetherall, denn er fühlte erstens, daß er niemals wieder freiwillig auf das Bureau gehen könne, und zweitens war er neugierig, zu hören, was Mr. Simpson ihm mitzutheilen hätte.

Bald darauf entfernte sich der würdige Buchhalter, und die arme Frau und ihr Kind wurden nach dem behaglichen Bette geleitet, welches Susanne für sie bereitet hatte.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ sagte Su-

sanne zu der Fremden, nachdem Mistreß Wetherall das Zimmer verlassen hatte.

„Nein,“ antwortete die Gefragte.

„Ich habe guten Grund, Sie niemals zu vergessen, Madame,“ erwiderte Susanne, „denn Sie gaben mir Speise und Obdach, als ich dessen eben so sehr bedurfte, wie Sie heute Abend.“

„O nein,“ entgegnete Julia, „denn Ihr hattet kein Kind! Ich besinne mich jetzt auf Euch,“ sagte sie, „und auch Eure Worte fallen mir ein, als Ihr die fünf Schillinge verweigertet. Ich hatte damals noch nicht das Unglück kennen gelernt, meinem hungernden Kinde keinen Bissen Brot reichen zu können.“

„Ich ging, sobald ich abkommen konnte, nach Oxfordstreet, um mich nach Ihnen zu erkundigen, aber Sie hatten das Logis verlassen und ich konnte nicht erfahren, wo Sie hin waren,“ antwortete Susanne, „doch ich will heute Abend nicht mehr schwatzen. Bleiben Sie nur im Bette liegen, bis ich morgen früh komme und Frühstück bringe. So Gott will, sind Ihre schlimmsten Tage vorüber, denn ich sah es dem Herrn an seiner ganzen Miene an, daß er gesonnen ist, sich Ihrer freundlich anzunehmen.“

Während all' dieser aufregenden und das Gefühl in Anspruch nehmenden Scenen hatte Mr. Wetherall kaum Zeit, daran zu denken, daß er ein Verbrecher war,

dem das Schwert des Gesetzes über dem Haupte schwebte, und daß er wahrscheinlich nach dem Eintreffen der Posten am folgenden Morgen seiner Wohnung entrissen und in's Gefängniß geschleppt werden würde. Sobald er aber sich in sein Bett niedergelegt hatte und die Welt um ihn herum ruhig war, während seine Gattin den ruhigen Schlaf der Unschuld schlief, warf er sich mit glühenden Händen und heißpulsirender Stirn, von den Qualen der Angst und Reue gefoltert, von einer Seite auf die andere.

Wie wenig Menschen würden, wenn sie hinreichende Bekanntschaft mit dem Wesen des menschlichen Gemüthes besäßen, um die Leiden berechnen zu können, von welchen das Verbrechen begleitet ist, jemals ein solches begehen! Und wie nothwendig ist es daher, die Menschen zu dieser Bekanntschaft zu erziehen und die Unwissenheit zu zerstreuen, welche die Zukunft vor ihrem Blicke verhüllt!

Jetzt, wo die Aufregung vorüber war, blickte er mit Bedauern auf die Unterbrechung zurück, die ihn in der Ausführung seiner Absicht gestört hatte — noch ein Augenblick und Alles wäre vorbei und seine Angst auf ewig gestillt gewesen. Der Kampf war vorüber, sein Entschluß war gefaßt — mit Einem Worte, der schlimmste Theil des verzweifelten Unternehmens war überwunden; aber es war nicht leicht, seine Entschlossenheit

wieder bis zu demselben Punkte aufzustacheln; seine Qualen kehrten mit verdoppelter Gewalt zurück, aber er hatte die Energie verloren, welche nothwendig war, um sich ihnen abermals zu entreißen. Vergebens malte er sich die Schauerscenen der Verhaftung — die Ankunft der Polizeibeamten — die Thränen seines Weibes — die Neugier seiner Nachbarn — den schadenfrohen Triumph des unzufriedenen Fleischers, Bäckers und Schenkwirths, wenn er an ihren Thüren vorbeigeführt ward — die Einkerkerung — das peinliche Verhör — die Hinrichtung. Vergebens fragte er sich, warum es zu spät sei, der ganzen Sache noch durch dasselbe Mittel zu entgehen, welches er vorher auszuführen beabsichtigt — der Fluß erwartete ihn noch; seine Gattin lag in festem Schlafe und vermißte ihn nicht, wenn er sich von ihr hinwegstahl, der Regen aber schlug an die Fenster und der Wind heulte, und es ist etwas ganz Anderes, ruhig aus einem warmen Bette aufzustehen und von einem Brückengeländer in's Wasser zu springen, als von einem plötzlichen Impuls getrieben und in dem Fieber der Aufregung dasselbe zu thun.

Auf diese Weise warf er sich, gleich den verdammten Seelen auf dem brennenden See, welchen uns Dante schildert, hin und her, bis der Morgen dämmerte. Dann kam ein kurzer unbehaglicher Schlummer voll verworrener schrecklicher Gesichte, die ihm das Schick-

sal vorgaukelten, welches seiner harrte, bis er endlich die Augen aufschlug und fand, daß sein Weib schon aufgestanden und er nun unrettbar an den Schandpfahl gefesselt war, weil er die Stunde der Flucht hatte vorübergehen lassen.

„Nun,“ dachte er, „sind die Morgenposten herein — und man wird bald hier sein.“

So oft es pochte oder klingelte und so oft sich ein Fußtritt auf der Treppe vernehmen ließ, erstarrte ihm das Herz zu Eis. Seine Gattin brachte ihm ein kleines Frühstück und sagte ihm, sie habe Mr. Lyon ersucht, wenn er zur Probe ginge, mit in das Bureau zu gehen und zu melden, daß er Krankheit halber nicht kommen könne. Mr. Lyon hatte diesen Auftrag sehr gern übernommen, denn er war der Meinung, daß für Mr. Wetherall kein Platz so sicher sei, als sein Bett, wo er sich nicht verrathen konnte, bis er Gelegenheit gehabt hätte, mit ihm unter vier Augen wegen der zehn Pfund zu sprechen, obschon er selbst nicht wußte, wie er dies anfangen sollte, eben so wie es ihm auch an der nöthigen Entschlossenheit fehlte, es nur zu versuchen.

Doch die Zeit verging — die Stunde, zu welcher die Morgenposten ankamen, war längst vorüber — und eine Zwischenzeit, die zur Ermittelung des Defects auf dem Bureau und zur Absendung der Polizeibeamten hinreichend gewesen wäre, verstrich auch. Der Brief

konnte demnach noch nicht in die Hände des Postmeisters gelangt sein, und er hatte nun noch einen Tag Frist und vielleicht auch noch eine Nacht, und dann konnte er ja immer noch seine erste Absicht ausführen und seine Schande und seine Leiden hinter sich lassen.

Unter diesen Umständen wagte er gegen Mittag aufzustehen und in die Wohnstube hinunterzugehen, und er war noch nicht lange hier, als seine Gattin, die am Fenster stand, ihm meldete, daß eben Mr. Simpson käme.

Mit herzlichem und freundlichem Gruße trat der gute Mann ein und freute sich, zu hören, daß die junge Frau mit ihrem Kinde noch im Bette läge, welches, wie Mistreß Wetherall glaubte, gegenwärtig für sie der beste Platz wäre.

„Denn," sagte sie, „obschon ich noch nicht nach ihrer Geschichte gefragt habe, so bin ich doch überzeugt, daß die armen Geschöpfe schon seit vielen Tagen dem Mangel und der Kälte preisgegeben gewesen sind, und daß ein gutes warmes reines Bett der größte Wonnegenuß sein muß, den man ihnen bereiten kann."

„Ich liebe und ehre Sie um Ihrer Herzensgüte willen, Madame," sagte Mr. Simpson. „Wie wenige Frauen giebt es, besonders unter den jungen und schönen —"

Mr. Simpson verbeugte sich und gab dadurch zu verstehen, daß er Mistreß Wetherall zu diesen zähle.

„— würden diese arme Frau bei sich aufgenommen und ihr ein Nachtquartier gegeben haben, ohne zuvor die Ursache ihres Elendes zu erforschen und ob ihr Kind auch ehelicher Geburt sei. Aber Sie öffneten Ihre Thüre und gewährten der Unglücklichen Nahrung und Obdach, ohne zu verlangen, daß die Armuth eine vollkommene, oder die menschliche Schwäche, die so oft Versuchungen ausgesetzt ist, welche die Glücklichen niemals kennen lernen, von Fehlern frei sei. Ihre Wohlthätigkeit, Madame, ist wahre Menschenliebe, und ich fühle mich geehrt, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Was die arme Frau betrifft, so will ich, da Sie glauben, sie könne jetzt noch nicht wo anders hingebracht werden, und da Sie überdies sich dazu verstehen wollen, sie noch eine Nacht zu beherbergen, sie heute weiter nicht stören; vielleicht haben Sie bis morgen etwas von ihrer Geschichte gehört und auf welche Weise ich ihr am besten dienen kann. Daß sie nicht ganz makellos dasteht, ist sehr wahrscheinlich, aber bei ihrer Jugend und Schönheit bin ich geneigt zu glauben, daß sie nicht den Schritt unternommen haben würde, von welchem wir sie zurückhielten, wenn nicht noch Tugend und Ehrgefühl in ihrem Herzen lebten, so wie auch ihre Anhänglichkeit an ihr Kind ein gutes Zeichen ist.“

Nachdem diese Sache hinreichend besprochen war, erinnerte Mr. Simpson, indem er sich zu Mr. Wetherall

wendete, denselben daran, daß er einige Worte unter vier Augen mit ihm zu sprechen wünsche, und nachdem auf diesen Wink hin die Hausfrau sich entfernt hatte, zog er seinen Stuhl näher an den Mr. Wetheralls, klopfte drei Mal auf den Deckel seiner goldenen Dose und nahm eine reichliche Prise, worauf er einen Brief aus der Tasche zog und das Geschäft mit folgenden Worten eröffnete:

„Die Sache, wegen welcher ich Sie zu Rathe ziehen möchte, ist von sehr delikater Art, und ich muß, ehe ich beginne, vorausschicken, daß die Mittheilung, die ich zu machen im Begriff stehe, streng verschwiegen bleiben muß. Nicht als ob ich eine so schlimme Meinung von der menschlichen Natur hätte — am allerwenigsten von der Ihrigen, da ich von Ihrem Charakter eben so wie von dem Ihrer liebenswürdigen Gattin die günstigste Meinung habe — daß ich von den Menschen voraussetzen sollte, sie wünschten einander ohne Noth zu schaden. Aber es giebt widerstreitende Interessen und Feindschaften und der Himmel weiß was sonst noch in der Welt, wovor man sich hüten muß, besonders wo der Ruf und wahrscheinlich das Leben eines Mitmenschen auf dem Spiele steht. Die Sache ist,“ fuhr er fort, indem er den Brief, den er in der Hand hielt, auseinander schlug, „daß mit einem Briefe etwas vorgegangen ist — einem Geldbriefe, den ein würdiger Freund

von mir — wenigstens war er der geachtete Diener eines unglücklicher Weise allzufrüh verblichenen theuren Freundes — aus der Provinz hierher geschickt hat. Er hat deßhalb an mich geschrieben und mich ersucht, auf das Postamt zu gehen und der Sache näher nachzuforschen. Der Brief ward in einem Dorfe Namens Mapleton aufgegeben und es lagen zehn Pfund darin; er war an eine Frau in Parliamentstreet adressirt, ist aber dort nicht abgegeben worden. Mein Freund Jeremias schreibt, gegen die Leute auf dem Landpostamte habe er durchaus keinen Verdacht und übrigens habe er auch den Brief selbst aufgegeben. Er ist daher überzeugt, daß der, welcher den Brief unterschlagen, in London zu suchen sei, entweder unter den Secretairen des Postamtes oder unter den Briefträgern. Niemand kann die Gesetze mehr achten, als ich thue, und ich weiß recht wohl, wie wichtig es ist, daß in einem handeltreibenden Lande der Vertrauensbruch als ein Kapitalverbrechen betrachtet werde. Aber dennoch gestehe ich, daß ich zu denen gehöre, welche glauben, daß wir geneigt sind, mit dem Leben des Menschen ein wenig zu rücksichtslos umzugehen. Sehr oft werden noch ziemlich junge Leute auf Posten versetzt, wo sie von mannigfachen Versuchungen umgeben sind — ein einziger Fehltritt, und die Hoffnung einer Familie — vielleicht der einzige Sohn einer Witwe — ein gütiger Bruder oder

ein geliebter Gatte stirbt am Galgen. Ich weiß, daß das Gesetz sich nicht auf dergleichen Unterschiede einlassen oder mit den Einzelnheiten und Kümmernissen des Privatlebens befassen kann, aber dennoch halte ich es für meine Person, ehe ich zu dem Gesetze Zuflucht nehme, für meine Pflicht, alle diese Rücksichten in Erwägung zu ziehen. Ich weiß nicht, Sir, in wie weit Ihre Ansichten über diesen Gegenstand mit den meinigen übereinstimmen, indessen —"

Hier erhob Mr. Simpson, welcher bis jetzt vorwärts geneigt dagesessen und die Augen auf den Brief in seiner Hand geheftet hatte, seine Blicke zu Mr. Wetheralls Gesicht.

Was er hier sah, würden wir vergebens zu schildern versuchen. Aber was es auch war — er richtete sich wie erschrocken in die Höhe, einen Augenblick lang malte sich die höchste Bestürzung in seinen Zügen, und dann beugte er sich wieder vorwärts und heftete seine Augen hartnäckiger als zuvor auf den Brief.

„Ich wollte eben sagen, Sir," fuhr er fort, „es sollte mir sehr leid thun — um Alles in der Welt möchte ich nicht die Ursache — von — von —"

Und er stotterte und ward feuerroth im Gesicht, und gab endlich den Versuch, weiter zu sprechen, ganz auf, während der unglückliche vor ihm sitzende Ver=

brecher den Kopf auf den Tisch legte und weinte wie ein Kind.

Mr. Simpson stand auf und ging an's Fenster — zog sein Taschentuch heraus und schnaubte sich, hustete und wischte die Thränen hinweg, die sich in seinen Augen sammelten. In diesem Augenblicke ließ sich an der Hausthür ein lautes Pochen vernehmen; Mr. Wetherall fuhr von seinem Sitze auf, stürzte nach der Thür des Zimmers, drehte den Schlüssel herum und sank dann, zitternd wie ein Blatt im kalten Hauche des Herbstes, bleich und athemlos auf einen Stuhl nieder.

„Es sind blos einige Frauen — wahrscheinlich Freundinnen von Ihrer Gattin," sagte Mr. Simpson, der seine Furcht ganz richtig deutete.

Es war auch so, und da Mistreß Wetherall sich verleugnen ließ, so gingen die Damen wieder fort, aber dieser Schreck hatte das Eis vollends gebrochen.

Mr. Simpson drehte sich herum, ging auf Mr. Wetherall zu, bot ihm die Hand und sagte:

„Kommen Sie, Sir, wir wollen diese Sache ruhig besprechen."

Mit diesen Worten führte er ihn auf seinen früheren Sitz zurück, setzte sich neben ihn und sagte:

„Vielleicht haben Sie ein Interesse an der Person,

welche sich dieses Vertrauensbruches schuldig gemacht hat?“

Mr. Wetherall aber war nicht der Mann, der bei einer solchen Gelegenheit zu einer listigen Ausrede seine Zuflucht genommen hätte. Er verstand den Mann, mit dem er zu thun hatte, und er schüttete sein Herz aus und erzählte ihm die ganze Wahrheit, wie er vor einem irdischen Vater oder vor seinem Vater im Himmel gethan haben würde, und niemals war ein rückhaltloses Vertrauen mehr am Platze.

„Es war mein erstes und mein letztes Verbrechen,“ sagte er. „Eine dringende Nothwendigkeit — ich mußte sofort einige Pfund schaffen — verleitete mich dazu, aber ich habe seitdem keine ruhige Stunde mehr gehabt. Ich war damals so in Verwirrung und Angst, daß ich, wie es scheint, den Brief nicht einmal vollständig vernichtete, und es wurden einige Stücken davon durch unsere Magd gefunden, welche seltsamer Weise zufällig mit der Frau in Parliamentstreet bekannt ist, an welche dieser Brief adressirt war. Ich fürchte daher, daß ich trotz Ihrer Güte und Nachsicht noch nicht sicher bin, denn man wird natürlich von der Sache sprechen und sich bemühen, das Geld wieder zu erhalten, und Gott weiß, daß ich nicht zehn Pfund in meinem Vermögen habe, um es wieder zu ersetzen. Kurz, um die Wahrheit zu gestehen, meine Unklugheit ist so groß gewesen,

daß ich jeden Augenblick fürchte, verhaftet zu werden, in welchem Falle — die Sache mit dem Briefe möge nun entdeckt werden oder nicht — ich wahrscheinlich meinen Posten verlieren werde.“

„Wie viel sind Sie schuldig?“ fragte Mr. Simpson.

„Ich fürchte, beinahe zweihundert Pfund,“ entgegnete Mr. Wetherall.

„Na, Sir,“ sagte Mr. Simpson, „um zweihundert Pfund willen sollen Sie Ihren Posten nicht verlieren. Um Ihrer Gattin so wie um Ihrer selbst willen will ich Ihnen das Geld leihen. Sie können mich in vierteljährlichen Terminen wiederbezahlen, und die Sparsamkeit, die Sie zu diesem Zwecke werden beobachten müssen, wird in ihren Wirkungen wohlthätig sein und Sie wieder an eine vorsichtigere Lebensweise gewöhnen. Was dieses Frauenzimmer, Ihre Magd, betrifft, so will ich, wenn Sie es mir erlauben wollen, ein paar Worte unter vier Augen mit ihr sprechen, um zu sehen, wie sie zu fassen ist.“

Mit von Dankbarkeit überwallendem und von einer ungeheuern Last befreitem Herzen dankte Mr. Wetherall seinem Wohlthäter und entfernte sich, um Susannen herzuschicken.

Die arme Susanne trat in einem nicht geringen Zustande von Aengstlichkeit und Befangenheit in’s Zimmer. Aus Mr. Wetheralls verstörter Miene und auf-

geregtem Wesen schloß sie, daß sie wegen des Briefes befragt werden solle, obschon sie nicht wußte, in welcher Absicht. Mr. Simpson konnte am Ende ein höherer Postbeamter sein und ihre Aussage daher für ihren Herrn sehr nachtheilig werden, und so arm sie auch war, so hätte sie sich nicht für das Hundertfache der Summe, die sie verloren, dazu bewegen lassen, ihn in Schaden und Unannehmlichkeit zu bringen.

„Komm her,“ sagte Mr. Simpson, und winkte ihr, näher zu treten, nachdem sie die Thür hinter sich geschlossen. „Du hast, glaube ich, eine Freundin Namens Dobbs, welche in Parliamentstreet wohnt.“

„Ja, die habe ich,“ entgegnete Susanne.

„Ich habe gehört, es sei mit einem an sie adressirten Briefe etwas vorgegangen.“

„So?“ sagte sie.

„So hat man mir gesagt,“ fuhr Mr. Simpson fort. „Ich dachte, Du wüßtest etwas davon.“

„Nein, Sir,“ antwortete Susanne.

„Tritt ein wenig näher,“ sagte er. „Weißt Du nichts davon, daß ein Brief mit einer Zehnpfundnote, der an diese Frau Dobbs abgesendet worden ist, vermißt wird?“

„Nein, Sir,“ entgegnete Susanne fest, obschon sie gleichzeitig sehr bleich ward.

„Vortreffliches Mädchen!“ sagte Mr. Simpson

bei sich selbst. „Du erklärst also," fuhr er fort, „daß Du von der fraglichen Angelegenheit nichts weißt?"

„Nicht das Mindeste, Sir," antwortete sie, indem sie noch blässer ward als zuvor.

„Aber Deine Freundin weiß wohl etwas davon? Diese Frau Dobbs kennt wahrscheinlich die ganze Geschichte?" sagte Mr. Simpson.

„Ich glaube nicht, daß sie mehr davon weiß, als ich," entgegnete Susanne.

„Du meinst also, sie könnte mir auch keinen weitern Aufschluß über diese Angelegenheit geben?"

„Ich weiß gewiß, daß sie es nicht könnte, Sir," antwortete Susanne.

„Also würde es mir nichts helfen, wenn ich sie deßwegen befragen wollte."

„Es würde Ihnen nichts helfen, Sir," entgegnete sie.

„Schön," sagte Mr. Simpson, indem er nickte und lächelte, „natürlich, wenn Jemand um Geld gekommen ist, so wird es ihm wiedererstattet werden. Wie lange dienst Du schon in diesem Hause?"

„Ungefähr neun Monate," sagte sie.

„Du scheinst mir ein sehr verständiges, gutmüthiges Mädchen zu sein," sagte er; „mein Name ist John Simpson und ich bin Weinhändler in Marklane."

„Wirklich, Sir?" sagte Susanne, aus ihrer

Rolle fallend, denn sie erkannte sogleich, mit wem sie sprach.

„Ja," entgegnete er. „Warum wunderst Du Dich so darüber?"

„Mir war es, als hätte ich diesen Namen schon früher einmal gehört," antwortete sie, denn sie fürchtete, wenn sie sagte, wer sie wäre, so würde sie sich dadurch der Gunst ihres neuen Bekannten eben nicht sonderlich empfehlen. „Sie sind also kein Postbeamter, Sir?"

„Nein," sagte Mr. Simpson. „Weshalb dachtest Du, ich wäre einer?"

„Das weiß ich selbst nicht recht," antwortete sie, indem sie erröthend die Augen niederschlug.

„Nein," sagte er, „ich bin ein Freund Deines Herrn. Ich wollte weiter nichts sagen, als daß mein Name John Simpson ist, und daß Du, wenn ich Dir jemals in etwas dienlich sein kann, Dich jederzeit an mich wenden kannst. Du gefällst mir."

„Ich danke Ihnen, Sir," antwortete Susanne, indem sie mit einem Knix das Zimmer verließ. „Ach," dachte sie, „er würde mir nicht mehr gut sein, wenn er meinen Namen hörte."

„Ich kann Ihnen für Ihre Güte niemals dankbar genug sein, Sir," sagte Mr. Wetherall, als er das Ergebniß der Unterredung hörte, „und ich glaube, im Hinblick auf meine Verbindlichkeit gegen Sie, daß es un-

recht von mir wäre, wenn ich Ihnen verschweigen wollte, daß derselbe Beweggrund, welcher die arme Frau oben nach der Brücke führte, auch mich dahin trieb."

„Barmherziger Himmel!" rief Mr. Simpson, „dann ist also mein mitternächtlicher Spaziergang das Mittel zur Rettung dreier Menschenleben geworden!"

Er ahnte eben so wenig als Mr. Wetherall, daß seine Bemühungen für die Lebensrettung Anderer nächst Gott das Mittel gewesen waren, auch das seine zu retten.

Ende des ersten Theils.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.



Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.